

Heimat am Inn

Begründet von Anton Dempf

Jahrgang 1957



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühlhört, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1957

Januar

Nummer 1

Der 80jährige Bauerndichter Franz Fritz

Von Hans Christian Kobe, Wasserburg am Inn, Burgau.



Nahe dem Chiemsee, unweit Rimsting, liegt die Ortschaft Stetten. Hier wurde „beim Simmern“, einem Hof von rund 100 Tagwerk, Franz Fritz als ältester von vier Geschwistern am 7. Dezember 1876 geboren. Wie es kam, daß der heute noch kerzengerade, geistig äußerst rege Achtzigjährige nicht als Bauer „beim Simmern“ residiert, sondern gegenüber in einem Häuschen als Volkschriftsteller tätig ist, erzählte er dem zur Gratulation, allerdings um Tage verspätet erschienenen Redaktionskollegium der „Heimat am Inn“. Während seine gütige, herzenswarmer Frau Maria in die Küche eilte, um Kaffee zu kochen, wurde in der hellen Eckstube Platz genommen.

Ja, sein achtzigster Geburtstag ist im Kreise der Familie festlich begangen worden. Der als Sparkassenbeamter in München tätige älteste Sohn war zugegen; ebenso eine mit dem Direktor der Nervenklinik von Bamberg verheiratete Tochter und zwei weitere Töchter, von denen die eine in der Nähe, die andere im Hause selbst wohnt. Zwei Söhne und ein Schwiegersohn fehlten allerdings. Ihre Bilder hängen umflort an der Wand;

sie sind im letzten Krieg geblieben. Ein Schatten gleitet über das frische Gesicht mit den klugen Augen. Er senkt ein wenig die Stimme: „In achtzig Jahren wird vieles erlebt. In dieser Zeitspanne liegen eine Monarchie, eine Diktatur und zwei Republiken, wobei die Inflation nach dem ersten Weltkrieg fast mein ganzes Vermögen und die Währungsumstellung nach dem zweiten meine Ersparnisse verschlang“. Dann lächelte er: „Nur die Geduld zum Schreiben und Dichten kam mir nicht abhanden“.

Nun sind wir bei seinem Lebensinhalt, dem Schreiben und Dichten, angelangt, und wie es dazu kam. Er sagt, er ist vom Pflug zur Feder gekommen. Seine ersten Gedichte entstanden, wie er als Bauernbub hinter dem Pflug herging. Die Ansichten über seinen zukünftigen Werdegang waren in der Familie geteilt. Während die Großeltern der Meinung waren, er solle „auf geistlich studieren“, sah der Vater in ihm den erbwürdigen bäuerlichen Nachfolger. Es kam anders. Franz Fritz verzichtete zugunsten seines jüngeren Bruders auf die Führung des Hofes. Er wurde Kassierer und Zählerableser bei den Amperwerken, denen er 25 Jahre hindurch bis zu seinem vierundsechzigsten Lebensjahr angehörte. Er tat es, um für seine schriftstellerischen Neigungen größere Freiheit zu gewinnen.

Gleich nach dem ersten Weltkrieg erschienen seine ersten Arbeiten im „Rosenheimer Anzeiger“ mit der Beilage „Unsere Heimat“

Ein neuer Wildvogel in Bayern - die Türkentaube

Merkmal: Offener, schwarzer Halsring

Von J. Thomas, Sachrang, schwarzer Halsring

Meist hört man in unserer Zeit nur von der Vertreibung und Ausrottung von Tierarten. Um so erfreulicher ist es, auch einmal von einem Tier berichten zu können, das ganz neu in unserem Gebiet heimisch zu werden verspricht.

Es handelt sich um eine neue Wildtaubenart für Bayern, die „Türkentaube“ (oder „Orientalische Lachtaube“). Diese breitete sich von ihrem ursprünglichen Heimatland Indien über China bis nach Korea, von Afghanistan nach Persien, und später bis ans Mittelmeer aus, um über Konstantinopel in die europäische Türkei einzuwandern. Den Türken war sie im Jahre 1547 noch so eine große Kostbarkeit, daß Sultan Suleiman der Große ein Paar davon für würdig befand, es den wertvollen Geschenken einzureihen, die er Heinrich II., König von Frankreich, zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Paris schickte.

Um 1930 waren die am weitesten vorgeschobenen Siedlungen der Türkentaube: Mostar, Sarajewo, Belgrad, Sofia, Burgas. Bald danach wurde sie in Rumänien heimisch und breitete sich dann rasch über Ungarn — wo man heute schon Schwärme von vielen Hunderten antreffen kann — in die Nachbarländer aus. So wurde 1943 in Wien das erste Nest gefunden und 1947 tauchte der zutrauliche Vogel — er zeigt vor dem Menschen wenig Scheu — auch an der österreichisch-bayerischen Grenze auf. Immer weiter ging sein Populationsdrang, nach Italien und Frankreich, ja, in Norwegen wurde er schon gesehen. 1947 war im Augsburger Tiergarten eine Türkentaube zu sehen, die als Wildvogel in Augsburg eingefangen wurde. 1949 konnte das erste brütende Türkentaubenpaar Deutschlands aus der weiteren Umgebung Münchens gemeldet werden.

Die Wissenschaft beschäftigt sich mit dem seltsamen Ausbreitungsdrang dieses Vogels schon geraume Zeit. Es wurde schon erwogen, ob vielleicht kommende Veränderungen des Klimas eine Rolle dabei spielen und die Türkentaube als Tier der südlichen Länder etwa ein wärmeres Zeitalter auch für uns anzeige.

Durch ihre Eigenart, sich mit Vorliebe in Parkanlagen (Stadtparks und Gärten mit altem Baumbestand) in der Nähe von menschlichen Wohnorten aufzuhalten, ist das Ausbreiten der Türkentaube verhältnismäßig leicht zu verfolgen. Auch in der Nähe von Geflügelzuchten trifft man sie oft an, dort dem vorgeworfenen Futter zuzusprechen. Zuerst sind es immer einzelne, allenfalls zwei scheut sie sich nicht, unter den Haustieren bis drei Tiere, die sich einstellen und bei zusagenden Verhältnissen zu brüten beginnen. Ihr Nest bauen sie in Astgabeln mehrere Meter über der Erde. Zweimal im Jahr legen sie zwei weiße Eier. Bei Einbruch der kalten Jahreszeit streifen sie in kleinen Gruppen umher, ohne jedoch das Land zu verlassen, wo sie brüten. Die Türkentaube ist also kein Zugvogel. Sie zieht nicht wie dieser nach warmen Ländern.

Neben Ringeltaube, Hohltaube und Turteltaube ist die Türkentaube, welche in der Größe zwischen Haustaube und Turteltaube steht, die vierte Wildtaubenart unserer Heimat. Die Unterseite ihres Gefieders ist hellbläulich-ashgrau, die Oberseite hellbräunlich-beigefarbig. Ein vorne offener, schwarzer Halsring ist das typische Merkmal für sie. Dieser fehlt der Turteltaube, mit der man sie verwechseln könnte. Jene hat an beiden Halsseiten nur einen schwarzen Fleck. Die meiste Ähnlichkeit — ohne daß sie deren Wildform wäre — hat die Türkentaube mit der in

und der Rubrik „Aus der Raritätentruhe“. Auch im Rosenheimer „Wendelstein“, im „Traunsteiner Tagblatt“ und später in der „Altbayerischen Heimatpost“ war er mit Poesie und Prosa vertreten. Im Jahre 1935 erschien im G. Hirth-Verlag, München, sein Gedichtband „Humor in Versen. Ein Vortragsbuch für frohe Menschen“. Nach dem zweiten Weltkrieg veröffentlichte er unter anderem Arbeiten im „Hochlandsboten“ und später auch in der „Heimat am Inn“.

Franz Fritz hat sein Leben lang nicht den Vorzug gehabt, irgendeine Protektion zu genießen. Er ging seinen Weg auf sich selbst gestellt. Das dörfliche Leben mit seinen Freuden und Leiden, mit seinem Bauern-

tum, dem Viehstand, mit Äckern, Wiesen und Wald war und ist die Welt, aus der Fritz ungekünstelt, holzschnittartig, treffend beobachtend, besinnlich und oft mit gutem Humor zu erzählen versteht. Seine Poesie und Prosa sind keine kristallgeschliffenen Kunstwerke, dafür strömen sie den Ruch der heimatlichen Erde aus, haben keinen falschen Ton, verraten den Stolz des Bauern, dessen Nacken sich demutsvoll nur vor Gott beugt.

Daß es dem Achtzigjährigen der im vergangenen Jahr noch rüstig zu Fuß den Hochgern bestieg, weiterhin gut gehen möge und ihm ein gesegneter, seinem Lebensinhalt gerecht werdender Lebensabend beschieden sei, ist unser von Herzen kommender Wunsch.

freier Natur nicht vorkommenden, von einer nubischen Taubenart abstammenden Lachtaube, die als Käfigvogel bei uns gehalten wird. Der Ruf der Türkentaube ist ein weithin, angenehm zu hörendes „du-duh-du“ mit Betonung des zweiten Tones, den sie mit einem anderen Ruf, der wie „deca-octo“ klingt, häufig wechselt. Um letzteren Ruf der Türkentaube rankt sich bei den Türken die Sage, daß Zeus dem Wunsch eines armen Mädchens, das bei einer hartherzigen Frau Dienst tat und jährlich nur 18 Para Lohn erhielt, nachkam, indem er die Türkentaube erschuf, damit diese mit ihrer Stimme der Welt kundtat, wie jämmerlich das Mädchen von seiner Herrin entlohnt wurde. Weder von den Türken noch von den Christen des türkischen Landes wird der Türkentaube etwas zu Leide getan. Ja, letztere halten sie, als Symbol des Hl. Geistes vielleicht, sogar für heilig.

Da unsere Tierwelt ohnehin zu verarmen droht und die heimatische Natur um uns vielerorts schon so erschreckend leblos und still geworden ist, freuen wir uns über jeden Zuwachs, jede Bereicherung. Insbesondere ist eine so liebenswürdige und harmlose Erscheinung wie die der Türkentaube, die unserer Landschaft nur zum Schmuck gereichen kann, zu begrüßen.

Der Pflug

Von Franz Fritz

Der Pflug gehört zur Scholle, wie sie zu ihm. Er ist der Meister und Herr des Ackers, und weil bei uns im Oberland etliche Tagewerk Ackergrund „Land“ heißen, wird er im Volksmund auch „Landrichter“ genannt.

„Aha, fahrst heint mitn Landrichter“, hieß es spaßhaft, wenn ein Bauer etwa einen reparaturbedürftigen Pflug zur Schmiede oder sonstwohin brachte.

Wenn jemand über eine Arbeit oder einen Arbeitsgegenstand etwas schreibt oder dichtet, wird oft die praktische Wirklichkeit unrichtig geschildert, oder man setzt sich absichtlich darüber hinweg. Das soll hier nicht der Fall sein.

Der Pflug hat zwei Hörndl und will bei diesen gepackt werden. Eigentlich müßte es heißen: er „hatte“ zwei Hörndl der alte, gute Pflug. Denn der neue, moderne, hat statt diesen ein Eisengestell, das aber wenig Hörndln gleich sieht.

Vor gut 70 Jahren ist der „hölzerne“ Pflug in den Ruhestand getreten und existiert nur mehr bei wenigen alten Bauern in ehrwürdiger Erinnerung.

An seine Stelle trat der sogenannte „schottische“ Pflug, den tüchtige Wagner- und Schmiedemeister, besonders auch in der Chiemgaugegend, herstellten, allerdings eini-

ge Bestandteile aus der Fabrik beziehend. Dieser schottische Pflug ist jetzt kaum mehr in Gebrauch; er ging, wenn alles gut zusammenpaßte, ausgerechnet.

Warum er „schottischer“ Pflug genannt wurde, ohne aus Schottland zu stammen, ist nicht bekannt.

Beim alten hölzernen sowie beim schottischen Pflug bestand eine gewisse Intelligenz, sogar eine geheime Kunst darin, ihn mittels Einkeilen des Seches für ein gutes „Gehen“ zu richten. Von diesem hing es ab, ob der Pflug gut oder schlecht ging, d. h. ob er nicht zu stark oder zu wenig „zog“. Aber wenn man ihn „richten“ konnte — in der Bauernsprache ist dieses Wörtchen für den Pflüger von großer Bedeutung — nach der Bodenbeschaffenheit des Ackers oder auch nach den Witterungsverhältnissen, dann ist so ein Pflug herrlich, sogar teilweise ohne Führung gegangen.

Dann war diese Arbeit eine Spielerei.

Buben mit 10 oder 12 Jahren konnte man unter solchen Verhältnissen pflügen sehen, auch mich, worauf ich stolz war.

Wenn jemand beim Pflügen schimpft, schreit und flucht, und es den Eindruck macht, als wären die Zugtiere äußerst widerpenstig, so sind in 99 Fällen von 100 nicht sie, sondern der Pflug oder vielmehr der Pflüger schuld.

Die Poesie des Pflügens artet dann gewöhnlich in die Worte aus:

Hundshäuter vareckta — diööh di, gehts umi — wist — wist — gehst noch — wist — öh öh ouu — Di umi — druckata Hund — Herrgottsä — — — ja, wenn no glei oiß vareckat — — a so a Schumpen — wart i huif da — Du Kruppe — — öha — usw.

Das hat freilich mit dem vielbesungenen, stolzen Einerschreiten hinter dem Pflug, dem würzigen Duft der Erdscholle, dem Lerchentriller in den blauen Lüften, der blanken Pflugschar im Sonnenschein wenig gemein.

Auf den Gründl der alten Pflüge konnte man sich gut setzen, wenn die Hausmutter oder ihre beauftragten Kinder mit dem Kaffee- oder Millibitscherl kamen. Auf dem Gründl der neuen Pflüge kam es zwar auch riskiert werden, aber die kantige Eisenstange ist wenig zur Rast bei dem Brotzeitmachen geeignet.

Die neuen Fabrikate zu bemängeln ist keineswegs der Zweck dieser Schilderung: o nein, aber eine ländliche Poesie können diese modernen Erzeugnisse im Gegensatz zu den alten und schottischen Pflügen nicht für sich beanspruchen oder auslösen.

Und wenn wie in der bekannten Sage das Riesenfräulein wieder von seiner Burg herabstiege, so würde es sich heute wahrscheinlich doch ein wenig besinnen, solch einen moder-

Die Mulden- und Toaggotzenschnitzer von Lor

Von Lorenz Strobl, Mühldorf

Am Hausanger draußen, unterm Holdererbaum, zerfällt schön langsam das alte Backofenhäusl. Ausgediente Pflugmesser, Sensenwoala (Sensenstiele), Holzrechen, Schlittenkufen, lauter Arbeitsinvaliden, werden drinnen aufbewahrt, bis sie vom Rost oder Holzwurm zerfressen in sich zusammenbrechen, wie das Backofenhäusl selber. Auf dem geborstenen Schindeldach wuchert dick und fett die Hauswurz. Windschief hängt das Tor in den Angeln. Und wie die Backofenhäusl, so haben auch die Mulden- und Toaggotzenschnitzer in den Bergen, im Oberland und Bayerischen Wald ihr Hungertagwerk aufgeben und Raspel und Ringeisen an den Nagel gehängt.

Die Dienstbotennot hat den Bäuerinnen die Zeit zum Brotbacken gestohlen, denn viel Müh und Arbeit verlangte so ein alter Bauernbackofen. Im Winter wurden aus Fichtenholz die langen Backscheiter gekloben. Die Bäuerin hatte sie auf die Ofenplatte gerichtet, verbrannt und den Gluthaufen alsdann auseinander „g'viert“, d. h. nach allen vier Seiten zerteilt. Nach dem Durchglühen des Lehmbofens wurde mit einem Strohbesen die Glut entfernt und mit dem hölzernen, langschäftigen „Schießer“ die Brotlaibe in den Ofen geschoben. Die restlichen Kohlen fanden im Bügeleisen der Bäuerin Verwendung.

Später richteten die Bäuerinnen nur mehr den Brotteig. Jeder Hof hatte seine, von den Großmüttern überlieferte, Brotwürze und einen eigenen Brotgeschmack. Die Teiglaibe wurden dann zum Dorfbäcker getragen und dort herausgebacken. Heute steht fast in jedem größeren Bauernhof ein elektrischer Backofen.

Zum größeren Backen, mit über 20 Laiben, holte die Bäuerin den Backtrog aus dem Speiskammerl, an kleineren Backtagen die „Multern“, Mulden oder „Toaggotzen“, in welcher mit Mehl, Wasser und Seiher der Teig gewalkt und gerichtet wurde. Die Seiher (Sauerteig) mußte am Tag vor dem Backen den Teig anhiefeln (hiefeln von Hefe) oder andampfen. Dazu kamen noch etliche Spritzer Weichbrunn (geweihtes Wasser) in den

nen, eisenschweren Pflug im Taschentuch mitzunehmen, um ihn daheim als Spielzeug auf den Tisch zu stellen.

Wie dem auch sei, der Pflug, ob alt oder modern, verdient in Ehren gehalten zu werden, er ist und bleibt das Hauptsymbol des Bauerntums.

Er ist der Spaten für die Erde,
auf daß uns Brot und Wohlstand werde.

Trog oder die Mulden und die Bäuerin zeichnete drei Kreuze in den Teig als den Brotsegnen. Waren die Laibe geformt, mußten sie mit warmem Wasser gewaschen und mit einem kleinen Besen „gebeselt“ werden, damit sie im Ofen keine Risse und Sprünge bekamen. Verschiedene Ziermuster konnten mit der Gabel noch eingestochen werden.

Die Mulden ist eine hölzerne Wanne, etwa ein Meter lang, 40 bis 60 Zentimeter breit mit einer zwölf Millimeter dicken Wand. Sie mußte „gring“ (leicht) sein und beim Hantieren der Bäuerin richtig in den Händen liegen, denn das Teigkneten erforderte Kraft und Geschicklichkeit. Nur astfreies, langgelagertes Ahornholz durfte zu den Mulden verwendet werden. Oft geschah es, daß einem unbeholfenen Lehrbuben beim Ausschaben mit dem Ringeisen die dünnwandige Mulden noch unter den Fingern zersprang.

Handgeschnitzte Multern sind auf den Höfen oft über hundert Jahr im Gebrauch und werden dann, der Sicherheit halber, am Rande noch mit einem Blechstreifen eingesäumt. Im Winter hatten wir Buben oftmals, verstohlenerweis natürlich, die Multern als Hockerschlitten oder Rutscherl hergenommen und flitzten damit die steilsten Hänge hinab, ohne daß sie dabei Schaden genommen hätten. Hinterher gab es allerdings vom Vater ein paar hinter die Löffel. Das Ahornholz war zäh und hart und fest und die Verarbeitung machte viel Mühe.

In den Mulden wurde auch der Nudl- und Kühlteig angerührt, daher der Name „Toaggotzen“. Gotzen ist der Ausdruck für Gefäße. Das „Biergotzerl“ war ein kupfernes Meßgeschirr, mit dem das Bier vom Faß in die Krüge gemessen wurde: „A halbe Bier und a Quartl Scheps!“ (Ein halber Liter Vollbier und ein Viertelliter dünnes, ausgesottenes Erntebier). Die Holzknechte richteten sich in den Toaggotzen auf den Berghütten ihren Holzer- oder Kaiserschmarrn.

Für den Käser fertigten die Muldenschnitzer den „Schruppn“, eine gehöhlte Kelle, mit der sie die Milch durcheinanderschruppten oder -rührten. Der Bauer holte sich bei ihm die hölzerne Getreide- und die Schneeschaukel und für die Bäuerin das kleine Mehlschäufel. Alle Geräte waren gefällig und sauber geformt und manche trugen noch Zierbänder unter dem Rand. Heute haben die Fabriken die Herstellung übernommen und die Muldenmacher müßten mit ihrer Handarbeit verhungern, wenn sie mit den Fabrikpreisen konkurrieren wollten.

Zur Unterinntaler Bergnamenforschung

Von Rudolf Bechert, Rosenheim

Die Namenforschung hat die Kulturgeschichte in reichstem Maße befruchtet. Zweige dieser Forschung sind die Erforschung der Ortsnamen, Fluß-, Flur- und Bergnamen.

In der Bergnamenforschung macht sich die kulturgeschichtlich aufschlußreiche Tatsache bemerkbar, daß man vor dem romantischen Zeitalter, also vor der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, kaum Berge bestieg. Selbst Goethe zog noch auf seiner Reise nach Italien durchs Werdenfelerland wegen der finsternen Landschaft die Vorhänge der Kutsche zu. Die Berge erhielten ihre Namen meist erst, als man sie kennen und beachten lernte. Frühere Zeiten betrachteten sie nur als natürliche Verkehrshindernisse und nur unter dem Gesichtspunkt, wie weit sie durch Pässe überwindbar seien. Sie galten auch der Dichtung vor Haller und Klopstock nicht als Gegenstand der Naturempfindung.

Kein Wunder, daß die Berge somit kaum ältere Namen aufweisen. Zusammengesetzte Kunstnamen überwiegen. Es sind die Namen der Landvermessung, nämlich auf -berg, -stein -eck, -horn, -spitze, -kopf, -köpferl, -wand, -joch, -kogel.

Ihre Bezeichnungen sind im übrigen teils dem Landschaftscharakter, teils der Bewirtschaftung, der Jagd oder der Phantasie entnommen.

Dem Landschaftscharakter und der Bewirtschaftung entspringen die Namen

des **Wendelstein**: der mittelalterlichen Turmbezeichnung uentilstein entlehnt, turris in quam per circuitum ascenditur (Schmeller, Bair. Wörterbuch II 946)

des **Brünstein**: Brandstein, Rodungsbrand,

des **Spitzstein**: Kunstname, nach der Gestalt,

des **Heuberg**: nach der Bewirtschaftung,

des **Petersberg**: nach der Ortsbezeichnung, Peterskapelle,

des **Feichteck**: Fichteneck, nach der Bewaldung,

des **Kranzhorn**: Grenzhorn, worüber die deutsch-österreichische Grenze verläuft,

des **Wildbarren**: Schranke am Innknie (Vgl. Schmeller, Bair. Wörterbuch I 258),

der **Pyramidenspitze**: Phantasienamenach der Gestalt,

des **Riesenkopf**: Phantasienamen,

des **Rehleitkopf**: Rehhang nach der Jagd dortselbst,

der **Hochries**: vom Wachstum entblößte Rinne, in der Wasser, Gestein und

Sand nieder „reiset“ oder geschlagenes Holz herabgeschossen wird. (Schmeller Bair. Wörterbuch II 147),

der **Hochsalwand** am Wendelstein: = hohe schwarze dunkle Wand, sal = schwarz, dunkel (Schmeller II 254),

des **Samerberg**: von sammen = durch Lasttiere fortschaffen, namentlich von der Lastenschiffahrt mit Zugtieren auf dem Inn. (Schmeller II 280)

des **Wildalpjoch**: Kunstname nach der Bodengestalt,

des **Soien** am Wendelstein: = Kotlache (Schmeller II 262),

des **Lärchenköpferl**: nach der Bewachung,

des **Sulzberg**: Salzecke für Vieh und Wild, zu ahd. Sulza, Salzwasser, Wildlache,

des **Schwarzberg**: nach dem Aussehen,

des **Hochkogel**: nach der Kegelgestalt,

des **Traithen**: vermutlich mit Dehnungs-i. Viehtrift (Schmeller I 677), Traden, trata, Trift,

des **Madron**: großer und kleiner Madron. Auf diesem die Peterskapelle. Nach H. Meixner. Die Ortsnamen der Gegend um Rosenheim 1920 S. 30 erwähnt: 1163 cella s. Petri in monte Maderano sita (Metropolis Salisburgensis ed. Gewolf III 67). In den Traditionsbüchern 24: apud sanctum Petrum Maderane; 1279 ecclesia s. Petri Maderan (M. S. III 69); 1300 mons s. Petri, qui dicitur Madron (Mon. Boica 8/593), 1363 auff S. Petersberg ze Madern (M. S. III 69); 1524 Mons Petri alias Madron (DM 3405); Aventin und Apian schreiben Matran und Matron, in vertice montis Matronae. Zutreffend fährt Meixner fort: Der Name gewöhnlich als vordeutsch erklärt, dürfte trotz seines fremdartigen Klanges deutsch sein. Denn wie Seon 3. Fall Mehrzahl zu See, Beuron zu bur, so ist Madron Dat. Pl. zu ahd. madari (Mahder), Bergwiese, zu den Bergwiesen.

Die Erklärung Meixners ist richtig. Ein romanischer Ursprung scheidet aus. Auch im Rätoromanischen findet sich ein entsprechender Wortstamm nicht. Der Stamm mater, an den bei der offenbar unrichtigen Schreibweise Aventins und Apians gedacht werden müßte, findet sich dort nicht. Mutter heißt im Rätoromanischen mamma. Auch Dies, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen 467 verweist auf

Bäuerliche und handwerkliche Volkskunst in Tirol

Von Josef Sauer, Törwang über Rosenheim

In Tirol, wo dem Bauernstand seit Urväter Zeiten bodengebundene Kraft und ständischer Gemeinschaftsgeist wie selten irgendwo innewohnt lebt heute noch eine echte, unverfälschte Volkskunst.

Treulich gepflegter Hausrat der Ahnen bezeugt die natürliche Anlage des Tiroler Bauern zum Basteln und Schnitzen, beweist seinen ursprünglichen Sinn für ornamentalen Schmuck und stilgesetzliche Zier auf einfachsten Geräten und Werkzeugen. Volkskünstlerischer Arbeit begegnen wir ebenfalls auf dem Gebiet des heute noch lebendigen Tiroler Hausgewerbes, das in der Geborgenheit ländlicher Stille wertvolles Volksgut schafft. Die Erzeugnisse des an gute Ueberlieferungen gebundenen Handwerks lassen erkennen, mit welcher Liebe und schöpferi-

scher Kraft Meister und Gesellen ihren Handfertigkeiten obliegen. Hier sieht man, daß sich praktisches, langerprobtes Wissen und Können auf Kind und Kindeskind vererbt und übertragen haben und daß sich die einmal volkstümlich gewordenen Fähigkeiten mit erstaunlicher Sicherheit weiter entwickelten.

Tiroler Bauernmöbel

Einen ausgezeichneten, umfassenden Ueberblick über Tiroler Bauernstuben und Einzeilmöbel bietet das mit hervorragender Sachkenntnis zusammengestellte und auch sonst außerordentlich reichhaltige Volkskunstmuseum in Innsbruck, dessen Sammlungen unversehrt den Krieg überstanden haben.

Es enthält herrliche gotische Stuben, u. a. aus Rasen im Pustertal, aus Burgeis im Obervintschgau, Villanders bei Klausen, aus Caldes im Nonsberg, ferner prachtvolle Renaissancezimmer von Dimaro, Fiß, Kasern, Sexten, Tierburg usw. und an Einzeilmöbel vor allem seltene Stücke von Albacher, Zillertaler, Oetztaler, Oberinntaler, Pustertaler und Südtiroler Formen.

Die Tiroler Bauernstube gefällt vor allem wegen ihrer schönen Täfelung, wegen der mehr oder weniger reichen Umrahmung von Fenstern und Türen und der gewöhnlich durch profilierte Leisten in Felder aufgeteilten Holzdecke. Stets eigenwillig in der Einzellösung, klar in der Linienführung und voll natürlicher Kraft im Gesamteindruck, sind diese Stuben meist ohne aufdringlichen Dekor. Nur die Eckpfosten und Kranzbalken, manchmal auch die Fenster und Türumrahmungen, sind geschnitzt.

Die Einrichtung der Tiroler Stuben ist von jeher so artbewußt, praktisch, behaglich und gemütlich, daß sie auch wegweisend wurde für die Neugestaltung von Stuben nach den Anforderungen unseres heutigen Lebens. Rings um die Stube führt eine wandfeste Bank. Der vielfach geschnitzte Stubenkasten ist in die Mauer versenkt, in die Täfelung eingebaut (Lechtal und in Paznaun) oder als Hängekasten angebracht. Form und Bauart des Tisches sind landschaftlich verschieden; der Tiroler Kastentisch besticht durch seine wuchtige kraftvolle Art. Vielfach findet sich noch der runde, niedere, schon im 17. Jahrhundert hier gebräuchliche Schusterstuhl, seltener treffen wir auf den gotischen Scherenstuhl. Die gebräuchlichste Stuhlform ist der Brettstuhl, bei dem Beine und Rückenlehne in den auf der Unterseite durch Leisten verstärkten Sitzflächen stecken. Die Ziermotive sind sehr vielseitig, am häufigsten aber stoßen wir auf den Doppelpadler,

mata, Gesträuch, Gebüsch, Baumstück, auch Wald von goth. maitan, abhauen.

Die althochdeutsche Form madari wird aber der Wortform gerecht und dieser Ursprung erklärt insbesondere die Endung, in der noch ein althochdeutscher Dativ Plural sich bis auf unsere Tage erhalten hat, ein sinnfälliges Beispiel, welche hohe kultur- und sprachgeschichtliche Bedeutung Ortsnamen zukommt.

Es ist daher auch die Erklärung Bergwiese und Ron = Gerinne (Ade-Berwiese und Ron = Gerinne (Adelung II 594) abzulehnen.

Der Asten: (nach Meixner): in loco Azemann (Traditionsbücher 7); 1486 Klow von Aisten. Der Azaman ist der Inhaber einer Aste, Weideland (S. 63), Asten, Weideplätze (Schmeller II 157).

Eigennamen verdanken ihre Bezeichnung:

der Rachelsberg: Alte Form Reicholtsperch; 1424 Reichelsperg; Eigennamen.

Geschichtlichen Ursprungs sind:

Brannenbourg: alte Form Prantenperch (Mon. Boica 36/39); in den Traditionsbüchern 4 Brantinberg,

der Biber: (nach Meixner) 1411 Biburg (Oberbayr., Arch. 8, 57), Biberg = biburg, bei der Burg oder zu gothisch bibaurgei, befestigter Platz. Der Burgsitz der Herren von Degerndorf und Milbing, Ministerialen der Grafen von Falkenstein (Meixner S. 61).

Rechtsgeschichtlicher Herkunft ist:

der Farrenpoint bei Feinbach: von farre = Stier und beunth, beund = gebundene umzäunte Weide, also Stierweide (Schmeller I, 736; Helbock, Ortsname im Deutschen S. 50).



Inntaler Schrank aus dem Jahre 1777
Im Nationalmuseum in München

Unter den Möbeln der Stubenkammer (Schlafraum) interessiert uns vom volk-künstlerischen Standpunkt aus die zwischenschläfrige „Himmelbettstelle“ mit baldachin-artigem Aufsatz und ferner das Ende des 18. Jahrhunderts in Gebrauch gekommene Aufsatzbett, bei dem der auf Stützen ruhende Baldachin in Wegfall kam und besonders das Kopfende einen Schmuck durch Bemalung und Schnitzerei erhielt, was die Würde des Ehebettes gebührend unterstrich. An Kastenmöbeln zeigt das Volkskunstmuseum in Innsbruck wertvolle gotische Stücke aus dem Puster- und Tauferer Tal (nördliches Nebental des Pustertales) und aus bekannten Werkstätten in Sterzing und Brixen. Der eintürige, romanischen Formen entnommene Giebel-schrank mit Lisenengliederung auf der Schauseite — ehemals auch im Flur eingebaut — gehört schon seit dem 16. Jahrhundert zum Mobiliar des Tiroler Bauernhauses. Der zweitürige Kasten fand erst im Laufe des 17. Jahrhunderts hier allgemein Eingang. Im Zillertal ist der Wandkasten fast durchwegs mit der Täfelung (Zirbel- oder Fichtenholz) verbunden.

Die Truhen nahmen in der Aussteuer der Braut und des Bräutigams einen besonderen Rang ein. Sie zeigten neben sonstigem Schmuck gewöhnlich den Namen des Besitzers und die Jahreszahl der Hochzeit. Erwäh-

nung verdienen vor allem die Oetztaler Truhen, die sich noch im 17. Jahrhundert an gotische Formen anlehnten, ferner die reichgeschnitzten Truhen aus dem Oberinntal, aus dem Pustertal und aus Südtirol; bemerkenswert sind die Albacher Truhen wegen ihrer tiefsten Färbung auf blankem Holz und der Verwendung von Gitterwerk als Umräumung der Füllungen. Viele dieser Albacher Möbel entstammen den Werkstätten der Familie Pletzacher, die in mehreren Generationen in Alpbach und in Reith bei Brixlegg als Tischler und Maler ihrem künstlerischen Handwerk oblagen.

Während im 15. und anfangs des 16. Jahrhunderts die Verzierung der Tiroler Bauernmöbel nur in einfacher Bemalung — schwarzrot — auf blankem Holz bestand, ist bereits Mitte des 16. Jahrhunderts der Einfluß der italienischen Renaissance unverkennbar. Der Dekor besteht in der Verwendung verschiedener Hölzer (Intarsia), im Aufkleben von Holzschnitten (Zillertal) und in der Anbringung von Arabesken. Die Tiroler Bauernmöbel des 17. Jahrhunderts zeichnen sich vor allem durch gute Maßverhältnisse aus. Im 18. Jahrhundert beobachten wir im nordöstlichen Tirol eine seltene Farbenfreudigkeit in der Bemalung, die unter bayerischem Einfluß sogar auf die Stubenvertäfelung übergriff.

Nun wurde das Ornament nicht mehr auf das bloße Holz aufgemalt, sondern man überzog vorher die ganze Oberfläche mit Grundfarbe (vielfach blau); das Oberinntal machte hierin eine Ausnahme. Hier begegnen wir innaufwärts von Landeck ab einem großen Formenreichtum mit lebendigem Schnitzdekor, dünnen Lasuren in schwarz, rot und braun und Maserierungen.

Tiroler Kleinkunst, Holzbearbeitung

Die langen Winterabende in den abgelegenen Tälern und auf tiefverschneiten Höhen, die altvererbte Veranlagung und Lust zu künstlerischem Schaffen, ferner das in Fülle vorhandene weiche, bildsame Holz der Zirbelkiefer regten einst von selbst den Tiroler — vor allem im Oberinn-, Grödner- und Defreggertal u. a. — zur Verzierung seiner im alltäglichen Gebrauch stehenden Geräte und Werkzeuge an. Zur Ausschmückung dieser Bedarfsartikel, in Küche, Haus und Feld bediente sich der Volkskünstler verschiedener Verfahren. Ritzte er die Verzierung mit einem spitzen Werkzeuge in das Holz ein und suchte durch verschiedene Färbung der Linien und Flächen gefällige Muster zu erzielen, dann sprach man von Ritztechnik. Oder es entstand mittels des Kerbschnittes eine hübsche Ornamentik, die durch ihr Hell und Dunkel raumhaft wirkte. Reicher Kerbschnittzier begegnen wir auf Holztellern und Holzschüsseln (Zillertal), auf Löffeln, Löffel-

brettern, Salzfüßern, Pfannenknechten, But-
terrührfüßern, Butterschlaglöffeln, Modeln
u. a. In Minnegaben erreichte diese Technik
ihre schönste Ausbildung. Innige Liebesbe-
zeigung spricht aus den mit großem Fleiß
verzierten Brautgeschenken, aus Minnekäst-
chen, Mangbrettern, Wäscheklopfhölzern,
Butterformen und dem auf keinem Kammer-
wagen fehlenden Brautschaff.

Geräten, die zur Herstellung von Textilien
dienten, wandte die Tiroler Volkskunst mit
Vorliebe sorgfältige Ausstattung zu. Galten
ja die Spinnergeräte als Sinnbilder häuslichen
Fleißes im Bauernhaus und fertigte die
Bäuerin mit Hilfe ihrer erwachsenen Töchter
und weiblichen Ehehalten den Leinwandbe-
darf im Laufe des Winters selbst. Aber auch
alte bäuerliche Arbeitsgeräte, wie Melkstüh-
le, Wetzsteinkumpfe, ferner Schlitten, Och-
senjoche, Kummetaufsätze, Schellenbögen
usw. sprechen in ihrer geschickten techni-
schen Ausführung und ihrem erfindungsrei-
chen Schnitzwerk von lebendiger Tiroler
Bauernkunst, von Berufsstolz und Freude an
der Arbeit.

Künstlerische Schmiedearbeiten

Uralte ist das Schmiedehandwerk in Tirol;
denn gerade im Gebiet der deutsch-öster-
reichischen Alpen stoßen wir auf den ersten
Eisenbergbau. Von der Blüte dieses achtbaren
Gewerbes zeugt der kühne Schwung der For-
men an dem herrlichen Gitter am Maximili-
ansgrab in der Hofkirche zu Innsbruck
(Entwurf von dem Innsbrucker Maler Paul
Trabel, 1573), dann spricht von stolzem Kön-
nen der Tiroler Schmiede das Eisengitter in
der Haller Pfarrkirche (Ende des 15. Jahr-
hunderts), das Rosengitter in Stams (1716)
u. a.

Volkshafte Bildfreudigkeit, lebendige Dar-
stellungskraft und bedeutendes Können er-
kennen wir an den noch zahlreich in Tirol er-
haltenen eisernen Wirtshausschildern (z. B.
„Zum Hirschen“, „Zur Rose“ in Innsbruck,
„Zur Traube“ in Rattenberg), jene köstlichen
Zeugen einer romantischen Zeit, von denen
heute viele unter Denkmalschutz stehen.

Eine reiche Sammlung prächtiger Kuh-,
Schaf- und Ziegenschellen, deren Herstellung
einem eigenen Handwerk (Schellenschmied)
Brot und Verdienst gab, besitzt ebenfalls
Innsbruck. Und das arbeitsame Völklein der
Nagelschmiede hat seit dem 13. Jahrhundert
im Stubai eine Heimstätte gefunden wo es
fleißig und unerschrocken trotz vieler Rück-
schläge am wildrauschenden Schlickbach sei-
nem dort sagenumwobenen Handwerk ob-
liegt. Die maschinelle Konkurrenz schuf lei-
der auch hier notgedrungen Wandel und ver-
anlaßte einen Teil der Stubai handwerk-

lichen Kleiseisenindustrie dazu, die Betriebe
den technischen Erfordernissen der heutigen
Herstellungsverfahren anzugleichen.

(Schluß folgt)

Die Chronik

1478, 2. Juni: Der Nachbarort Rosenheim
erhielt am St. Erasmustag 1478 von
Herzog Ludwig dem Reichen das wert-
volle Privileg der Getreideschütt, wel-
ches alle innaufwärts an Rosenheim
vorbeiziehenden Getreideschiffe zwang,
auf dortiger Lände ihr Getreide
auszuschütten und es dem Verkauf zu
unterstellen. Vor Weiterfahrt stellten
beedigte Messer die Menge fest. Des
Herzogs Gunst privilegierte in gleicher
Urkunde das damals bayerische Kuf-
stein, während zweier Stunden, welche
die Rosenheimer Schiffe auf ihrer
Bergfahrt gen Hall in Kufstein nach
Meldung beim Bürgermeister verwei-
len mußten, seinen Bedarf aus den
Schiffen zu decken.

Chronik Kirmayer

Mitteilungs-Ecke

Das Heimathaus Wasserburg hatte im ver-
gangenen Jahr überaus zahlreiche Neuzu-
gänge. Der Leiter des Heimathauses, Stu-
dienprofessor a. D. und Stadtarchivar Josef
Kirmayer spricht allen Spendern aus Stadt-
und Landkreis Wasserburg im Namen der
Stadt den aufrichtigsten und wärmsten Dank
aus.

Unser Heimathaus wurde im abgelaufenen
Jahr unter anderem von folgenden Behörden,
Schulen, Vereinen und sonstigen Gruppen
besucht: Staatsministerium für Unterricht
und Kultus, Innenministerium, Universität
München; Landratsamt Aibling; Deutsches
Gymnasium München-Pasing, Maria-There-
sia-Oberrealschule München, Mittelschule Au
am Inn, Landwirtschaftsschule Ebersberg,
Berufsschulen Miesbach, Wasserburg, Volks-
schulen Attel, Eiselfing, Frauenneuharting,
Glonn, Grafing, Griesstätt, Haag, Kirchdorf
bei Haag, Mittergars, Mühldorf, München,
Oberndorf bei Haag, Ramerberg, Rechtmeh-
ring, Rott, Waldkraiburg, Wang, Wasser-
burg; Heimatverein Kaufbeuren, Obstbau-
Verband Miesbach; Gesellschaften aus Frei-
sling, Gauting, Hof, Palling und Mannheim.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbellege des
„Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen
Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrich-
ten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiem-
gauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kir-
mayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreis-
heimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter
von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Brasler, Land-
kreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf;
Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich
für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn.
Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1957

März

Nummer 2

Der Wasserburger Lebensbaum

An der östlichen Außenwand des Chores der im Jahre 1410 begonnenen und 1478 vollendeten St.-Jakobs-Kirche zu Wasserburg befindet sich ein etwa zwölf Meter hohes Freskogemälde. Das religiöse, ikonographisch interessante Werk, der „Lebensbaum“ genannt, wurde dem Regensburger „Illuministen“ Berthold Furtmayer um das Jahr 1460 von der Familie Pinzenauer in Auftrag gegeben. Diesem kulturhistorisch wertvollen Gemälde droht der Verfall. Welche Gründe dafür vorliegen, daß den erstmalig im Jahr 1864 vorgenommenen und 1929 wiederholten Renovierungsarbeiten im Gegensatz zu der Jahrhunderte währenden Beständigkeit des Originals auf längere Dauer der Erfolg versagt blieb und wie man etwa auf Grund neuerer Erkenntnisse bessere Methoden anwenden könnte, um das Gemälde endgültig zu retten, soll nicht Gegenstand dieser Betrachtung sein. Hierfür ist das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege zuständig und seine Mitarbeit erforderlich. Dem Verfasser liegt daran einen Gesamteindruck des Bildes zu geben und dem Betrachter näherzubringen, was infolge der Beschädigungen mit dem Auge kaum oder nicht mehr wahrgenommen werden kann.

Der Grundgedanke der mehrmals unterteilten, abwechselnd von Medaillons und Spruchbändern mit lateinischen Inschriften umrahmten Darstellung ist — wie auch eine später darunter angebrachte knappe Bilderklärung aussagt — die Vorgeschichte und Wirkung des Erlösungswerkes durch den Kreuzestod Christi. Das Grundmotiv, die Gestalt des Gekreuzigten, ist dementsprechend in die Mitte des Bildes gestellt. Die übrigen Darstellungen, die sich auf den Ratschluß der Erlösung, auf Ursache und Verkündung des Kreuzestodes, auf Ausführung, Folgen und Früchte der Erlösungstat beziehen, sind in der Reihenfolge von oben nach unten angeordnet und umschließen den Heiland.

Von Engeln umgeben, erscheint im obersten Raum des Gemäldes Gott Vater, der sein Wohlgefallen am Opfertod des Sohnes erklärt. Zur Seite schwebt der Heilige Geist als gekrönte Taube. Das Haupt- und Mittelbild zeigt den mit Blut überronnenen und zum Vater aufwärts blickenden Jesus am Kreuz. Vom rechten Kreuzesarm geht eine segnende Hand aus. Als Trägerin dieses Segens erscheint die Kirche unter der symbolischen Gestalt einer Frau im königlichen Schmuck, die in der Rechten den Kreuzesstab trägt, während sie mit der Linken das quellende Blut aus der Seitenwunde des Heilands auffängt. Sie sitzt auf einer aus den vier Emblemen der Evangelisten geformten Tiergestalt. Auf der entgegengesetzten Seite des Bildes geht eine Hand mit dem strafenden Schwert vom Kreuz aus. Darunter, von diesem Schwert getroffen, ist als Frau mit verbundenen Augen die Synagoge dargestellt. Sie sitzt auf einem liegenden Esel, ihre Fahne ist zerbrochen, die Linke hält einen Widderkopf zum Opfer, die Krone der Herrschaft fällt ihr vom Haupt.

In dem darunterliegenden Bildteil sieht man den mit Äpfeln geschmückten Baum der Erkenntnis, dessen Stamm die mit einem schönen Frauenkopf versehene Schlange um-



windet. Vor dem Baum steht Eva, die Mutter des Menschengeschlechts. Sie ergreift mit der einen Hand einen Apfel, in der anderen hält sie einen Totenschädel. Die erste Sünde und ihre Folge, der Tod werden damit angedeutet. Auf der anderen Seite, unterhalb der symbolischen Verkörperung der Kirche hat der Künstler einen Bischof im Ornat gemalt, der ein Kreuzifix emporhält, um das ringsherum Hostien schweben. Zu den Füßen des Bischofs knien die Stifter des Gemäldes im Gebet, vier Männer und zwei Frauen mit ihren Wappenschildern. Vermutlich soll hier das Priestertum der Kirche versinnbildlicht werden, das im Gegensatz zu Eva die Früchte des Kreuzes, das Brot des Lebens, unter die Kinder der Kirche verteilt. Eva gibt mit ihrer Frucht den Tod, das Priestertum spendet mit der Frucht des Kreuzes das Leben.

Im unteren Abschluß des kolossalen Bildes bildet der auferstandene Heiland — die Auferstehung wiederum als Frucht des Kreuzes deutend — den Mittelpunkt. Zu seiner Rechten ist der Himmel mit den Seligen, die von einem Engel durch die Pforte eingeführt werden und dem Auferstandenen lobsingend. Zur Linken erscheint die Vorhölle, ein Haus, in dem die Altväter, von einem Höllenhund bewacht, hinter Gittern ihrer Erlösung harren.

Darunter aber lodern die Flammen der Hölle, laut jammern die Verdammten, ein Kind (Erbsünde?) stürzt eben in die Glut.

Auf dem Rahmen zu beiden Seiten des Gemäldes sind in 16 Medaillons die Brustbilder von Personen enthalten, die das Erlöserwerk vorausgeschaut, verkündet und erklärt haben. Dr. Sighart deutet sie als vier Sybillen, vier Propheten, vier Apostel und vier Kirchenväter.

Noch im Jahr 1838 soll das Gemälde ziemlich gut erhalten gewesen sein. Doch bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wies der Lycealprofessor Dr. Sighart aus Freising auf den fortgeschrittenen Verfall des Bildes hin, wobei er der inzwischen erfolgten Entfernung des Schutzdaches einen nicht geringen Teil der Schuld beimaß. Auf sein Betreiben und durch Spenden aus öffentlicher und privater Hand wurde das Gemälde von dem Historienmaler Julius Schweizer 1864 renoviert. Dennoch mußte es schon im Jahr 1929 erneut behandelt werden. Nun scheint es an der Zeit zu sein, für die Erhaltung dieses kulturhistorisch wertvollen, eine kostbare Sehenswürdigkeit darstellenden Gemäldes etwas Endgültiges zu unternehmen, wenn es nicht für immer verloren gehen soll. J. K.

Alter Getreidekasten verschwindet

Der stattliche Hof beim Helletsgadener in der Nähe von St. Christoph knapp an der Landkreisgrenze Ebersberg-Wasserburg, gehört zu den wenigen Holzhäusern des Landkreises Ebersberg, die noch in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten sind. Der ganze Bau ruht auf einem eichenen Schwellenkranz und ist in Blockbauweise aufgeführt und sicherlich schon einige Jahrhunderte alt. Noch älter ist jedoch der hölzerne Getreidekasten nördlich des Wohnhauses dicht an der Straße. Die Türen dort haben hölzerne Angeln und aus den Ornamenten ist zu schließen, daß das Gebäude mindestens dreihundert Jahre alt ist. Leider fehlt der Balken auf den beiden Seiten, während er auf der Vorderseite noch in Resten erhalten ist. Auch das Ueberdach wurde wegen Baufälligigkeit schon vor längerer Zeit entfernt, so daß die Wände Wind und Wetter ausgesetzt sind und die obere Kammer, die als Schüttdach diente, arg verfiel, der Regen eindrang und sein Zerstörungswerk vollenden konnte. Nunmehr soll dieser interessante Bau verschwinden. Der Oberteil ist bereits abgebrochen und die Balken sind zu Brennholz zerschnitten worden. Der Bauer Erl möchte jedoch wenigstens das Untergeschoß erhalten und dort wieder ein ordentliches Dach daraufsetzen. Weil der Bau jedoch an dieser Stelle hinderlich ist, soll er, sobald etwas trockener wird, mit Rundlingen unterfangen und durch einen Bulldog an einen anderen Platz geschleppt werden.

Die Schweinsteiger von und zu Schweinsteig

Schicksale eines alten Inntaler Bauerngeschlechts — Von August Sieghardt, Grassau

Wer ins bayerische obere Inntal kommt, in die Gegend zwischen Rosenheim und Kiefersfelden, dem begegnet hin und wieder, besonders um Brannenburg und Oberaudorf, der Familienname Schweinsteiger. Es ist die Benennung eines Bauerngeschlechtes, das zu den ältesten zählt, nicht nur im Inntal, sondern in ganz Altbayern. Es kann sich hinsichtlich seiner Entstehung zeitlich mit dem fürstlichen Geschlecht der Wittelsbacher messen, denn urkundlich lassen sich die Schweinsteiger bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen. Im Jahre 1181 nennt das Salbuch der benachbarten dynastischen Grafen von Falkenstein (auf Burg Falkenstein bei Fischbach am Inn) einen Hof zu „Swinstic“, d. i. Schweinsteig, als zinspflichtig zur Herrschaft „Valchnstain“. Kunde von der Herkunft und der Vergangenheit der Schweinsteiger gab uns eine in Schweinsleder gebundene handschriftliche Hauschronik der Familie Schweinsteiger von und zu Schweinsteig, die der Schreiber dieser Zeilen vor drei Jahrzehnten studierte und die den Titel führte „Chronicolon Swinsticense“. Sie zeigte auf dem Titelblatt das Hauswappen der Schweinsteiger, ein steigendes Schwein, und darunter den Spruch:

„Wo die Schweine steigen
Müssen die Steine schweigen.“

In dieser Hauschronik, die zuletzt im Besitz des Michl Schweinsteiger, eines alten Junggesellen in Oberaudorf, war, leider aber spurlos verschwunden ist (der Schweinsteiger-Michl stammte vom historischen Tatzelwurm-Wirtshaus), ist der Hof zu „Swinstic“ sogar schon im Jahre 1140 vermerkt. Demnach kann das Bauerngeschlecht der Schweinsteiger zu Schweinsteig auf ein Alter von mindestens 800 Jahren zurückblicken.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts teilten sich die „Schweinsteigeriden“ — wie Ludwig Steub die Familie nennt — in zwei Linien: in die Schweinsteiger am Audorfer Berg und in die Schweinsteiger „an der schwarzen Lacke“ (Schwarzlack) oberhalb Brannenburg. Daneben gab es noch vordere und hintere Schweinsteiger. Die Teilung erfolgte 1466 bei einem Streit um Besitzrecht zu Schweinsteig, das als „Schwaige“ bezeichnet wird, lebten damals zwei Brüder, Hans und Kaspar Schweinsteiger, aber in stetem Unfrieden. Um diesem zu begegnen, teilte man das geschlossene Gut zu Schweinsteig in zwei Höfe auf: in Vorder- und in Hinterschweinsteig; der erstere Hof war das alte Hauptgut.

Als im Jahre 1504 Kaiser Maximilian I. die Festung Kufstein belagerte, die von dem wittelsbachischen Burghauptmann Ritter Hans

von Pienzenau, gewesenem Pfleger zu Trostberg a. Alz, tapfer, aber erfolglos, verteidigt wurde, da hat sich folgendes zugetragen: der Burghauptmann ließ die feindlichen Kugeln dem Kaiser zum Hohn und Spott von der Festung mit einem Besen abkehren, worüber der Kaiser derart ergrimmt, daß er schwor, diese Freveltat schwer zu sühnen. Das ist auch geschehen: der Ritter Hans von Pienzenau wurde nach Einnahme der Festung Kufstein mit achtzehn seiner Mannen am Elferhof südlich von Kufstein geköpft. Unter den Geköpften war auch der Soldknecht, der die kaiserlichen Kugeln mit dem Besen abkehrte. Und der war ein Schweinsteiger, eine Tatsache, die bisher überhaupt nicht bekannt war. Die Schweinsteigerische Hauschronik enthielt darüber folgenden wörtlichen Eintrag: „Anno 1504 hat der ernvest und tapfer Hauptmann Pienzenawer die Veste Kopfstain nit wollen dem Feindt auflassen, so mit groben stüchkt anklopfen that, dem kaiserlichen mordio hat man eitel schimpff darwider gesetzt und ein soldknecht, s c h w e y n s t e y g e r waz er geheissen, wollt sich bass vorthun von der Bastey die stuckkugeln mit besen abkehren, solch spottterey er darauf buessen hat müssen mit seinem jungen leben, dem got gnad. r. i. p.“

Bis 1554 hausten auf beiden Gütern urkundlich nachweisbar die Schweinsteigeriden, als deren letzte Wolf und Andrä genannt werden. Drei Jahre später finden wir auf Hinterschweinsteig einen gewissen Gilg Kirchbeck als Besitzer. Hans Schweinsteiger zu Vorder-schweinsteig überließ um diese Zeit seiner Hof seiner Tochter Margarethe, die den Bernhard Kronberger heiratete. Die Hauschronik berichtete darüber: „In Schloß Brannenburg sind urkundlich zu lesen, wie anno 1557 auff der hintern schweinsteig Wolf und Andrä die schweinsteiger sein abkommen und denen gefolgt Gilg Kirchbaeck, und ist auff der vordern schweinsteig Hannss zu gunst und nutzverwertung seines Kindleins margreten ab und wegzogen, bemeldt magd des bernhard Kronberger ehewirtin worden, Herrn Casparn von Pienzenaver zu hoffmark zu raichen 40 fl. anfert, 7 fl. Reugelt vor die frawen.“ Daß die Schweinsteigeriden sich mitunter auch als christliche Wohltäter gezeigt haben, bezeugt der Vermerk: „Ueber die christgläubig Mildtätigkeit der Schweinsteiger wirst manche gute That im Salbüchlein von St. Margarethen, so in der Bücherei zu Brannenburg in Index zu finden, zwischen den Zeilen lesen können.“

Aus dem 17. Jahrhundert, aus der Zeit des 30jährigen Krieges, erfahren wir in der Chro-

nik nichts. Unterm Jahr 1704 war vermeldet, „daß das alte Geschlecht und Family Schweinsteiger wieder die Vorderschweinsteig in erb-gang erhalten hat. Die nächsten Besitzer waren die Antretter, von denen der letzte 1824 starb, dessen Tochter aber wieder einen Schweinsteiger, Andrä von Baumgarten, ehelichte.“ Vom Jahre 1760 berichtete die Chronik, daß zu Hinterschweinsteig Richard Schweinsteiger geboren wurde. Er übernahm später von seinem Vater den Hof, blieb aber Junggeselle und ließ sich von seiner Schwester den Haushalt führen. Der Richard war nicht nur Bauer, sondern auch ein bauerlicher Gelehrter, er besaß eine große Bibliothek, hauptsächlich vaterländische, historische, ethnographische und religiöse Werke. Des öfteren bekam er Besuch angesehener Persönlichkeiten, die mit ihm in brieflichem Verkehr standen. „1786 kam der Buchhändler Professor Strobel aus München mit dem ganzen Hamanischen Atlas auf die Hinterschweinsteig zu denen wißbegierigen Brüdern Richard und Sebastian Rechenauer.“ Sogar einen Globus hatte sich Richard beschafft. Leider ist dieser gelehrte Bauer, der sich mit dem Familiennamen Rechenauer schrieb, aber einfach „der Schweinsteiger“ genannt wurde, schon mit 46 Jahren gestorben, am 24. Oktober 1806 wurde er von einem stürzenden Baum erschlagen. Seine Schwester Anna Rechenauer entsetzte sich über dieses Unglück derart, daß sie ihm bald in die Ewigkeit nachfolgte. Der Eintrag in der Chronik lautete: „Am 24. Oktober 1806 ist Richard auf Hinterschweinsteig durch unvorsichtiges Drauflegen eines Baumes abgehalten worden, sein Leben diesseits weiter fortzusetzen. Sein schweres Eindringen in den zweiten Theil geschah unter allen Tröstungen des Herrn Pfarrer Zetzl von Holzhausen.“

Nach des Richard Tod wurde sein Bruder Sebastian Rechenauer Herr und Besitzer zu Hinterschweinsteig. Dieser war der bedeutendste von allen Schweinsteigern, denn er hat es zu einem beachtenswerten ländlichen Künstler gebracht. In der Chronik hieß es von ihm: „1761 wurd geboren zu Hinterschweinsteig Sebastian Rechenauer. Er zeigte schon in frühester Jugend präzise Neigung zu der Malerkunst, hat aber Schreiner werden wollen. Lernte aber bei einem Meister zu Ebbs, vom edlen Grafen Max von Preysing unterstützt, heiratet des Meisters Freund zu Ebbs anmuthig Töchterlein Josepha und übernimmt nach der Geschwister Tod das Gut Hinterschweinsteig, stellt in der Bücherei seines landeskartenkundigen Bruders Richard eine Bildergalerie auf, übergibt später den Kindern das Gut und stirbt in Neubeuern 1835 am 5. März, 75 Jahre alt. Seine Werke sind in den Kirchen Flintsbach, Brannenburg, Reut im Winkl, Erl und Rosenheim.“ Der Rosenheimer Heimatforscher Friedrich Glaser ist dem künstlerischen Wirken dieses Sebastian

Rechenauer nachgegangen und hat darüber in der Rosenheimer Wochenschrift „Unsere Heimat“ vom 1. Juni 1921 eine längere Ab-handlung veröffentlicht. Danach übte sich Rechenauer nach seiner Lehrzeit bei dem Maler Freund in Ebbs in den Münchner Gemälde-sammlungen im Nachmalen von Bildern; Graf Max von Preysing hatte ihm freie Wohnung und Verpflegung in München bereitet. Nach dieser Vorbereitungszeit kehrte er in seine Inntaler Heimat zurück, kaufte sich in Niederflintsbach ein Häuserl und heiratete die Tochter Josefa seines Ebbsers Meisters Freund. Auch als Eigentümer des Hofes Hinterschweinsteig lebte er seiner Kunst, den ganzen Sommer über war er auswärts beschäftigt mit der Ausmalung von Kirchen und Kapellen, mit dem Malen von Bildern und mit dem Fassen kirchlicher Gegenstände. In einem Zimmer des oberen Stockes seines Bauernhofes hatte er seine Werkstatt, sein Atelier, das von namhaften Künstlern und Kunstkennern besucht wurde und einer kleinen Gemäldesammlung glich. Ein großes Buch veranschaulichte seine Handzeichnungen und Kupferstiche, alles Kunstwerke erlesenster Art.

Daß Sebastian Rechenauer in erster Linie Künstler und in zweiter Linie Bauer war, hatte zur Folge, daß der Hof Hinterschweinsteig am Audorfer Berg, im Tatzelwurm-Tal, ziemlich herunterkam, zumal der einzige Sohn Sebastian sich ebenfalls der Malerei widmete. Als nun die älteste der drei Töchter, Euphrosine, 16 Jahre alt war, übergab Sebastian Rechenauer sen. ihr den Hof; er zog sich nach Euphrosines Heirat mit seinen übrigen Kindern nach Neubeuern zurück, wo er am 5. März 1835 starb. Überall im Inntal begegnen wir seiner Kunst in Form wertvoller Freskomalereien, so in der Pfarrkirche zu Flintsbach, in der Pfarrkirche zu Brannenburg, in der Wallfahrtskirche Schwarzlack, in der St.-Leonhards-Kirche bei Nußdorf am Inn, in den Pfarrkirchen zu Reit im Winkl, Erl (Tirol) und Riedering, in der St.-Loreto-Kirche zu Rosenheim u. a. m. Seine letzte Arbeit war das Bild „Christus am Grab“ für die Brannenburg Schloßkapelle, gemalt im Auftrag des Grafen Maximilian VI. von Preysing-Hohenaschau. — Sein Sohn, der schon genannte Sebastian jun., besuchte die Akademie in München, ließ sich zum Maler ausbilden und machte sich dann in Rosenheim seßhaft. Von ihm stammen die Freskomalereien in den Kirchen zu Zaisering bei Prutting und in der St.-Georg-Pfarrkirche zu Ruhpolding, die Altarbilder in der Pfarrkirche zu Rosenheim, zu Leonhardspfünzen und Nußdorf. Auch in der Friedhofskapelle zu Flintsbach und in der Ölbergkapelle bei Sachrang begegnen wir der Kunst des jungen Rechenauer.

Der letzte Eintrag in die Hauschronik der Schweinsteiger, in der sich auch der Münch-

Bäuerliche und handwerkliche Volkskunst in Tirol

Von Josef Sauer, Törwang über Rosenheim

(Schluß)

Erzeugnisse aus Glas

In Hall in Tirol blühte ehemals, vor allem im 16. Jahrhundert, die Kunst der Glasbläserei, die von Murano bei Venedig nach Oesterreich kam. Erzherzog Ferdinand ließ der von dem Augsburger Wolfgang Vitl in Hall errichteten Glashütte regste Unterstüt-

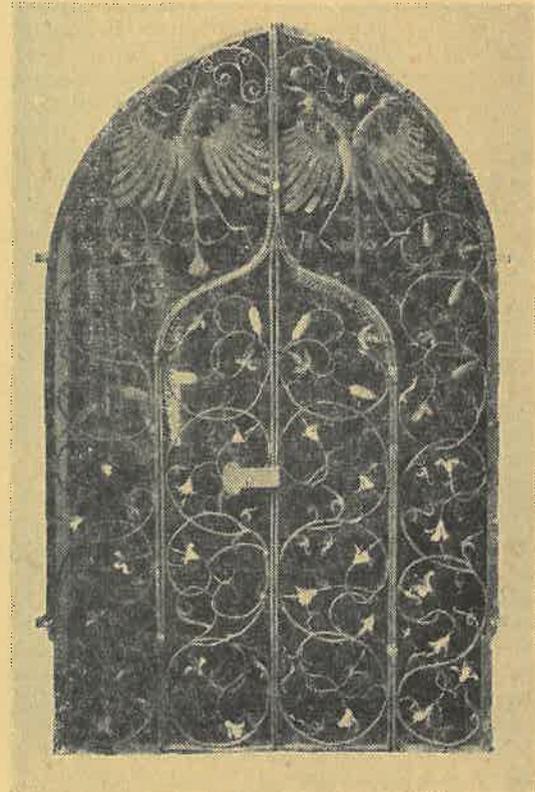
zung zuteil werden. Die dort hergestellten „Haller Gläser“ und Teller, von denen das Nationalmuseum in München verschiedene schöne Stücke besitzt, zeichnen sich durch hübsche Malereien aus.

Die Tatsache, daß sich Lenbachs Vater, der von Tirol nach Schrobenhausen zog, mit Hinterglasmalerei beschäftigte, dürfte als naheliegender Beweis für die ehemalige Existenz dieses Erwerbszweiges in Tirol gewertet werden. Tatsächlich ist die Herstellung von Hinterglasmalereien hier (Nonsberg, Fascha, Ampezzo) nachgewiesen. Die um die Wende des 19. Jahrhunderts erfundene Schnellpresse und der bald darauf zur Einführung gelangte Zwei- und Mehrfarbendruck gaben dieser einst blühenden Hausindustrie den Todesstoß.

Textile Volkskunst

Die uns noch vielfach erhaltenen Tiroler Bauertrachten und der treulich gehütete Inhalt alter Leinwandschränke geben uns einen schönen Einblick in das Gebiet künstlerischer Textilien. Wintertags schnurrten in den Tiroler Spinnstuben unermüdlich die Rädchen, klapperten in den Höfen die Webstühle und die Hausfrauen mehrten mit Stolz die Bestände in Truhe und Schrein. Neben allem Bedacht auf das praktisch Notwendige entfaltetet sie dabei einen Schmuck- und Formensinn, der festhielt an uraltem Volksgut, aber immer wieder anregte zu neuen, schöpferischen Mustern.

Im Stanzer Tal, im Paznauntal und Oberinntal hat sich zeitig eine Hausindustrie für Strickerzeugnisse (hauptsächlich Strümpfe, Handschuhe und Fäustlinge) entwickelt. Schwaz beschäftigte allein anfangs des vorigen Jahrhunderts etwa 1600 Strickerinnen. Ebenso hat sich das Spitzenklöppeln seit dem



Großes Abschlußgitter in der Kirche von Sachrang

ner Kulturhistoriker Dr. Ludwig Steub, der Erschließer des „Feurigen Tatzelwurm“, verewigt hatte, stammte vom Jahre 1824, er lautete wörtlich: „Die hinterlassene Tochter der Familie Antretter, welche durch Heirat in den Besitz des Hofes Schweinsteig gekommen war, heiratet den Andrä Schweinsteiger von Baumgarten.“

Wir können dieses Kapitel, diese Auszüge aus der Schweinsteigerischen Hauschronik, nicht schließen, ohne ehrend des Simon Schweinsteiger zu gedenken, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hoch oben im Tatzelwurm-Tal, das damals noch Auerbachtal hieß, hauste, sich der Freundschaft eines Dr. Ludwig Steub erfreute, und ge-

meinsam mit diesem es zuwegebrachte, daß am 15. August des Jahres 1863 im Beisein Victor v. Scheffels und anderer illustrier Gäste das Bergwirthshäuslein „Zum feurigen Tatzelwurm“ eröffnet werden konnte, für das Scheffel sein unsterbliches Festlied „Der Tatzelwurm“ schrieb. Er wurde neben Steub der Begründer des Fremdenverkehrs im Aschauer Tal und ist in Wort und Bild in der Künstler- und Dichterstube verewigt, die der Schreiber dieser Zeilen anlässlich des 70jährigen Bestehens des Tatzelwurm-Wirtshauses im August 1933 im genannten Anwesen bei den berühmten Tatzelwurm-Wasserfällen zusammen mit Familie Kiesel geschaffen und ihrer Bestimmung übergeben hat.

Fuhrleut' und Fuhrwesen

Von Lorenz Strobl, Mühldorf

„In der Fruah, wann der Hahn macht an Kraha,
da heb i mei Köpferl in d'Höh'.

Ja, i bin halt a Fuhrmo, a schwarer,
nimm d'Peitschn in d'Hand und schrei heh!“

Aus der Geschichte wissen wir, daß die Römer, hauptsächlich den Flüssen entlang, die ersten, festen Straßen bei uns bauten. Auf ihnen marschierten die kämpfenden und abgelösten Besatzungstruppen, holperten Karren und Wagen mit Kriegsgerä+ und Fourage, mit Tausch- und Handelswaren. Im Mittelalter waren es die großen Kaufherren, die Fugger und Welser, die mit bewaffnetem Geleit ihre Warenzüge aus dem Süden, von Venedig über Augsburg und Nürnberg, nach allen Richtungen hin verfrachteten. Die Fuhrleut waren weitgereiste, kluge und angesehene Leut und zugleich die ersten Nachrichtenübermittler.

Der sich allmählich entwickelnde Frachtverkehr mit Schiffen auf den Flüssen, konnte dem Fuhrwesen wenig Abbruch tun. Die Schiffe waren an den Lauf des Wassers gebunden. An ihren Ufern entstanden Handelsstädte mit großen „Gräden“ oder Lagerhäusern und von dort wurden die Waren per Achse auf dem immer mehr ausgebauten Straßennetz durch die Fuhrleut in das Land befördert.

Im 16. Jahrhundert waren es die Fürsten von Thurn und Taxis, die den Reiseverkehr organisierten. Im „Landshutischen Schreibkalender“ von 1711 und den nachfolgenden Jahrgängen lesen wir das „Verzeichnuß wie die ordinari reutende Kayserl. Reichsposten allhier in der Churfürstl. Haupt- und Regierungsstadt Landshut ankommen und wieder abgehen.“

16. Jahrhundert in Tirol — vor allem im Pustertal und dessen Seitentälern — als Heimarbeit eingebürgert und erhalten. Die Oberinntaler-, Oetztaler-, Stubai- und Zillertaler Weber, die früher auch auf die Stör gingen, galten als Meister in ihrem Handwerk. Ihre Erzeugnisse — Leinen, Loden und farbige Decken — überdauerten an Haltbarkeit Generationen und fanden selbst im Ausland reißenden Absatz. Der Zillertaler Loden wurde weltbekannt.

Dem Ansturm von Technik und Verkehr, Wirtschaft und Handel ist leider auch in Tirol zum großen Teil die alte, schöne Bauernkunst erlegen. Wo sich Reste erhalten haben, werden sie heute mit Verständnis und Eifer gehegt, und man ist bestrebt, auch an ihrer Wiedererweckung zu arbeiten.

Die Reiserouten waren damals schon weit gesteckt. Reiter und Fuhrleut mußten auf den Wegen wohl beschlagen sein. Der Rösserwechsel wurde auf den Poststationen vollzogen. Die Aemter der Posthalter, welche die Pferde stellten, blieben bei uns bis ungefähr 1920 noch bestehen, bis zur endgültigen Auflösung der Kariolpost mit den gelben Kutschwagen.

Aus dem „Landshutischen Fahrplan“ lesen wir für die Sonntage nachfolgende Abfahrtsrichtungen: „Am Sonntag frühe um 8 Uhr: Nach Regensburg, Straubingen, Passau, nachat Wien, Lintz, ganz Ober- und Niederösterreich, Mähren, Schlesien, Steyermark, ganz Ungarn Böhmen. Item nach Dantzig, Petersburg, Berlin, Magdeburg, Dreßen, Leipzig, Hannover, Bremen, in ganz Niedersachsen, wie nach Ober- und Nidern Pfaltz und andern Orth.“

Und zur seligen Postkutschenzeit. Sie war wohl nicht so schön, wie sie in Liedern besungen wurde. Ein Zeitgenosse beschrieb sie also: „Wer nicht eine Brust von Erz, Kaldauen von Kupfer und einen Allerwertesten von Platina hat, dem rate ich wohlmeinend, doch keine Reise mit der sogenannten ordinären Postkutsche zu unternehmen.“

Der Dichter Gellert trug nach einer Postkutschenfahrt in sein Reisebüchlein ein: „Den linken Arm trag ich in einer Binde und ich wäre glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte, so zerschlagen ist mir.“ Die Postwagen waren schwerfällig, hart gefedert, schlecht gepolstert und machten die Fahrt zur Qual. Auf den Holperwegen gab es laufend Achsbrüche. Trotz der untergelegten Kufen blieben sie im Schnee stecken und der Postmeister wartete vergebens auf das Eintreffen des Kurswagens. Oftmals mußten die Passagiere aus dem Coupé, um die Kutsche über die ausgewaschenen Regenlöcher der Straße zu schieben. Es waren anfangs einfache Leiterwagen und über die Holzreifen ein rotes Wachstum gespannt. Zur Hälfte wurden sie mit Waren, zur anderen Hälfte mit Personen vollgestopft, die nach Nummern einsteigen mußten. Man nannte sie Stell- oder Zeiserlwägen.

Um 1920 hörte man noch auf entlegenen Strecken den Postillion auf seinem Horn vom Kutschbock herunter sein frohes Liedl blasen.

„I bin der Ausseer Postillion,

Und wann i an Blaserer mach, kenna's mich schon...“

Schmucke Fuhrleute waren die Postillione in den langen, glänzenden Zugstiefeln, in der weißen Lederhose und dem blauen Frack. mit dem schwarzen Zylinder, auf dem an Fest-

tagen der kecke weißblaue Buschen aufgesteckt war.

Neben den Postkutschen schnalzten noch die Fuhrleute neben ihren Plachenwägen auf den Straßen, die Wein, Obst, Salz und dergleichen von Tirol und dem Welschland zu uns brachten. Auch diese hatten ihre eigene Tracht oder Uniform: Zu den langen Stiefeln ein blaues Staubhemd mit roten Achselstücken und zudem ihre eigenen Herbergen. Auf einer alten Fuhrmannsschenke in Reichwinkel bei Mühldorf (Obb.), stand geschrieben:

„Fuhrleut, seid's lustig,
Seid's gern auf der Straß,
Seid's hungrig und durstig,
Kehrt's ein auf a Maß!“

Ihr Stammtisch in der Zechstube wurde allsogleich geräumt, wenn draußen im Wirtshof die Geißeln knallten, die Rösser wieherten und scharrtten. Ueber ihrem Platz hing von der Weißdecke, aus Kupferblech geschnitten und bunt bemalt, ein Plachenwagen mit vier Pferden bespannt und dem Fahrknecht daneben. Ein solches Schild war noch lange zu sehen an der alten Fuhrmannseinkuhr bei der Spedition Aumüller in Mühldorf.

Der Fuhrknecht fühlte sich als König auf der Straße. Er schlief, in den dicken Woilach gehüllt bei seinen Rössern, ging spät auf's Stroh und war zeitig wieder auf den Beinen.

„Der Wind der waht,
Der Gockl, der kraht,
Die Glocken schlagt drei,
Kriacht der Fuhrmo aus der Streu.“

Wetterfeste, harte und starke Mannsleut waren die Fuhrknecht. Sie mußten Säcke und Fässer stemmen, mußten wehrhafte Kampf sein, wenn räuberisches Gesindel zur Nachtzeit Gelüste auf die Warenladungen bekamen. Sie waren der Straße verschworen und konnten sich nimmer von ihr trennen.

„Fuhrmannsbua bin i scho fünfthalb Jahr
Fuhrmannsbua bleib i no lang.
Kann wohl sei, daß i stirb,
Eh i was anders ofang...“

Aber allmählich brachte die Eisenbahn auch das Fuhrwesen zum Erliegen. Nach 1920 sah man nur mehr ab und zu den „Boterer“ vom Dörfel mit seinem Wagerl und dem abgerackerten Schimmel davor zur Stadt karren. Er nahm Bestellungen der am Weg liegenden Krämer mit, brachte vom Großkaufmann die Zuckerhüt und Salzsäck, die Heringsfaßln und Spezereien mit. Gaul und Boterer waren alte Kracher. An den beiden merkte man so recht den Niedergang des früher so stolzen Fuhrwesens. Bald fauchten und ratterten neben dem Boterer die „Teufelskarren“, die Autos, mit denen die Krämereien schneller und billiger beliefert werden konnten. Der alte Schimmel erhielt noch für a paar Jahr'l das Gnadenbrot und ist dann mit dem Boterer mit einem

„Wüsta heh“ in den Fuhrmannshimmel eingegangen.

Und heute? Statt den gelben Postkutschen flitzen die Autobusse über das Land. Die „reutenden Boten“ sind Flugzeuge, Telefon und Telegraf. Die Fuhrmannszüge auf den Straßen werden durch die Fernlaster ersetzt. Alles, alles ist sich gleich geblieben, nur das Tempo und die Bilder haben sich geändert.

Mitteilungs-Ecke

Grassau/Obb. Am 13. März dieses Jahres feierte unser ständiger Mitarbeiter, der Schriftsteller August Sieghardt seinen 70. Geburtstag. Zu gleicher Zeit blickt er auf eine 50jährige journalistische Tätigkeit zurück. Der seit 1945 ständig in Grassau lebende gebürtige Nürnberger darf als ein hervorragender Kenner der oberbayerischen Kulturlandschaft angesprochen werden. Bereits in den Jahren 1911 bis 1922 hatte er als Redakteur in Kufstein ausgiebige Gelegenheit, Land und Leute Nordtirols, des Inntals und Chiemgaus kennenzulernen. Der eminent fleißige, heimatkundlich und kulturhistorisch gut beschlagene Schriftsteller hat — kaum vorstellbar — innerhalb der verflossenen 50 Jahre allein über Bayern und Nordtirol 4900 Abhandlungen veröffentlicht. Auch als Buchautor hat sich Sieghardt einen Namen gemacht. Aus den von ihm seit 1949 herausgegebenen zwölf Büchern seien drei genannt, weil ihr Inhalt sich auf unsere nähere oder nachbarliche Gegend bezieht. Im Jahre 1949 erschienen von ihm das „Königsseer Büchl“ und „Der Chiemgau in Wort und Bild“. 1952 folgte „Südostbayerische Burgen und Schlösser“, ein aufschlußreiches Kompendium, das den Vorzug genießt, das Wesentliche über deren Erbauer und Besitzer herauszuheben und die kulturhistorischen Geschehnisse und Zusammenhänge fesselnd und lebendig darzustellen. In diesem Jahr kommen zwei weitere Werke zur Veröffentlichung. Sie handeln vom Bayerischen Wald und den drei Frankenkreisen. Wir freuen uns, auch in diesem Heft August Sieghardt zu Wort kommen zu lassen. H. C.

Wasserburg am Inn. Den ständigen Mitarbeitern der „Heimat am Inn“ Kreisheimatpfleger für den Landkreis Rosenheim-Land, Dr. Peter von Bomhard und Kreisheimatpfleger vom Landkreis Aibling, Karl Braßler; sowie dem Mitglied des Redaktionskollegiums unserer Zeitschrift dem Kreisheimatpfleger für den Landkreis Wasserburg, Theodor Heck wurde wegen ihrer hervorragenden Verdienste um die Heimat-Forschung und -Pflegerie das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Herzliche Glückwünsche für die hohen Auszeichnungen!
H. C.

's Schneeglöckchen

Die ersten Schneeglöckchen sind jedes Jahr im Vorfrühling immer wieder ein Ereignis für die Menschen, das sie mit Freude erfüllt. Sind die hellen, kleinen Blumen doch die freundlichen Vorboten besserer Tage und ein Zeichen dafür, daß die Gewalt des Winters gebrochen ist. Die Schneeglöckchen läuten den Frühling ein, sagt man deshalb. Wie sehr das Volk die kleine Blume als Frühlingsverkünder liebt, geht aus den vielen Kosenamen hervor, die es ihm — nicht nur bei uns, sondern auch in anderen Ländern — gegeben hat. So heißt es in der Schweiz „Schneeglöckli“ oder „Amselblüml“, weil mit seinem Erscheinen die Amsel zu schlagen beginnt. Im Schwedischen heißt es „Schneetropfen“ und in Österreich nennt man es „Schneeglöckerl“ oder „Schneetropfle“, mit dem das englische „Snowdrop“ übereinstimmt. Die Franzosen wiederum sagen „perce-neige“ dazu, die Blume, die den Schnee durchdringt, oder auch „niveole“, wofür man deutsch „Schneechen“ setzen müßte. In Dänemark gab man dem Schneeglöckchen den Namen „Winternarr“. Zärtlich nennt man es bei uns in Oberbayern „Schneeglöckel“, mancherorts auch noch „Jungfer Kathl“ oder kurz „Schneekathl“. Im Mittelalter war das Schneeglöckchen die „Hornungsblume“.

„Hievon ist das destillierte Wasser, welches in den Augenbeschwerden gut tut, zu bekommen.“ Diese Angabe eines alten Kräuterbuches zeigt, daß selbst unser kleiner Frühlingsbote für die Apotheken früherer Zeiten erhalten mußte. Ein anderer gelehrter Herr meinte, daß Schneeglöckchen „in den Sommersprossen Wunder tun“ und ein dritter, daß die in Wein gekochte Blume gut sei wider Seitenschmerzen. Aus dem früheren oder späteren Verwelken des Schneeglöckchens schließt man mancherorts auf einen kurzen oder langen Sommer.

Wildwachsende Schneeglöckchen stehen unter Naturschutz. Die Regierung von Oberbayern läßt alljährlich nur eine beschränkte Anzahl von Personen zu, die gewerbsmäßig diese Blume sammeln dürfen. Gerne wird das anspruchslose Schneeglöckchen in den Gärten angepflanzt. Es zählt zu unseren ältesten Gartenblumen. Auch eine gefüllte Spielart wurde gezüchtet. Mehrere andere Galanthusarten (Galanthus ist der lateinische Name des Schneeglöckchens und heißt „Milchblüte“) wurden aus fernen Ländern ebenfalls in unsere Gärten geholt. Eine von der Insel Chios, eine vom Taygetus-Gebirge, von der Krim und der Dobrutschka wieder andere. Das jetzt ebenfalls kultivierte Riesenschneeglöckchen

wurde 1854 im kleinasiatischen Gebirge entdeckt. Die größten aber, bisher bekannten Schneeglöckchen, wurden im cilicischen Taurus angetroffen. Ihre Blüten haben einen Durchmesser von sechs Zentimeter.

Mit Ausnahme der Blume aus dem Taygetus-Gebirge und einer Spielart unseres heimischen Schneeglöckchens, die im Oktober die Blüten öffnen, blühen alle übrigen Arten im ersten Frühjahr. Das Riesenschneeglöckchen bei frostfreiem Wetter schon im Januar.

Aber eine ganz besondere Eigenschaft zeichnet gerade unser vertrautes, heimisches Schneeglöckchen vor allen seinen Verwandten aus. Während alle anderen Schneeglöckchenarten, gleich den meisten sonstigen Blumen, getrieben werden können, geht dies bei ihm nicht. Es spottet jeder Gärtnerkunst und ist durch seine strenge Ruhezeit der Pflanzenphysiologie ein Problem. Viele Jahre Arbeit hängte man schon daran, das kleine Schneeglöckchen, wie Maiglöckchen, Flieder, Veilchen usw., vor dem Flor im Freien durch Treiben zum Blühen zu bringen; es war vergebens. Zwingen läßt es sich nun einmal nicht, 's Schneeglöckel.

J. Thomas, Sachrang

Die Chronik

1474: Eine herzogliche Verfügung nahm 1474 dem Nachbarort Kraiburg das wichtige Getreideanschüttrecht. Eine Bittschrift des Marktes Kraiburg 1507 an Herzog Albrecht läßt ersehen, daß Kraiburg später doch wieder den Vorteil der Getreideanschütt genoß. Die Kraiburger sagen in erwähnter Schrift, welche Bestätigung ihrer Freiheiten und Privilegien erbittet, Herzog Georg sel. habe ihnen auch eine Anschütt des Getreides zu Kraiburg und das Getreideverföhren ins Gebirge erlaubt, aber nicht verbrieft. Sie seien jedoch zufolge dieser Zusage seit 10 Jahren im Gebrauche dieser Anschütt gewesen.

Chronik Kirmayer

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühdorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühdorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1957

April

Nummer 3

Palmarum

Vom Palmaum, Palmesel und anderem Brauchtum am Palmsonntag

Wenn in den Bergen die Frühlingssonne an den Südhängen den Schnee schmilzt, an Dachrändern und Waldsäumen Haseln und Weiden in ihrem Gold- und Silberschmucke prangen und der junge Lenz die ersten Blumen aus der Erde lockt, dann begeht die Kirche ein Fest, das einerseits von Jubel widerhallt, andererseits das Andenken an die Leiden des Gotteseinsenden wachruft: Palmarum, im Volke als Palmsonntag, Palmtag, grüner Sonntag und Blumenonntag bekannt.

Die Palmsonntagfeier, die die sogenannte stille Woche oder Karwoche einleitet und an den letzten feierlichen Einzug Christi in Jerusalem vor dem Passahfeste erinnert, geht auf frühchristliche Zeit zurück. Die erste authentische Nachricht von ihrer Existenz stammt vom Kirchenvater Chrysostomus also bereits aus dem vierten Jahrhundert.

Seit langem ist mit dem Palmsonntag unzertrennlich die Palmweihe verbunden. Schon bei den Heiden galt die Palme als Zeichen des Sieges, wurde deshalb auch vom Christentum übernommen und als tröstendes Zeichen der Wiedergeburt, als Sieges- und Friedenssymbol gewertet.

Am feierlichsten gestaltet sich alljährlich in der Sixtinischen Kapelle in Rom die Palmweihe. Der Papst vollzieht sie eigenhändig an echten Palmen. In Ländern, in denen Palmen mangeln, kommt verschiedener Ersatz zur Verwendung. Beispielsweise dienen diesem Zweck in Norditalien Oelzweige, in Griechenland Aestchen vom Lorbeer, in klimatisch weniger begünstigten Ländern trägt

die Jugend Stechpalmen oder Buchs zur Weihe, bei uns Weidenboschen mit blühenden Kätzchen.

Nicht überall hat der „Palm“ das gleiche Aussehen. Im allgemeinen lassen sich zwei grundsätzliche Formen unterscheiden: der Palmaum und der Palmbüschel. Der Palmaum, unter anderem heimisch in der Hallertau, an der Donau und im Grenzgebirge, besteht aus hohen Stämmchen der Sumpfweide mit weitverzweigtem Geäst und reichem Blüenschmuck. In der Umgebung von München, im Alpenvorland, im Wetterstein und Schwäbischen dagegen ist der Palmbüschel beliebt. Hier binden die Buben die „mauzerlbesetzten“ Weidenzweigerln besenartig auf einen abgeschnittenen, entästeten Weiden- oder Haselnußstecken.

Allen Palmboschen ist eine besondere Zier eigen. So legen die Waldlerbuben ihren Stolz darein, den Palmstecken künstvoll zu ringeln oder gar mit Schnitzwerk zu versehen. Nach Urväterart schmücken sie ihre Palmgart'n mit einigen Sträuß'ln vom würzig duftenden Sebenbaum, dessen Geruch die Hexen vertreibt, mit Buchs oder Wacholder und putzen sie mit bunten Bändern, farbigen Papierstreifen und rotbackigen Aepfeln.

Die Liturgie des Palmsonntags gliedert sich in zwei Abschnitte: in die Palmweihe mit der Palmprozession und die Messe mit den Klagebitten und Schmerzensrufen des Passionsheilandes. Die unmittelbare Teilnahme des Volkes an der Palmweihe und Prozession ist heute nicht mehr so lebendig wie ehemals.

In manchen Gegenden auf dem Lande aber knüpft sich an die geweihten Palmzweige noch allerhand Segensglaube und Brauchtum.

In der Stadt hat sich der Palmboschen ebenfalls erhalten, wenn auch in anderer Form. Vor den Kirchentüren halten Frauen auf weißgedeckten Tischchen verzierte Palmkätzern, Palmbeserln mit farbigen Papierrosetten und einfache Palmbüscherln feil. Nach überkommenem Brauch kaufen die Kirchenbesucher gerne diese Palmandenken und schmücken damit auf ein Jahr den traulichen Herrgottswinkel.

Älter als die Palmweihe und reicher an schönen Gedanken ist die Palmprozession, die ins frühe Mittelalter zurückreicht und den Einzug des Herrn in Jerusalem dramatisch vor Augen führte. Sie hat zwar heute an äußerer Aufmachung eingebüßt und beschränkt sich nur mehr auf den Kirchplatz, ihre innere Schönheit und ergreifende Symbolik sind aber noch so frisch wie einst. Früher stand im Mittelpunkt dieser Prozession ein holzgeschnittener Esel. Auf kirchlichen Einspruch hin vertrat später eine geschnittene Christusfigur St. Salvator, wie der Heiland lateinisch genannt wurde. Die Bildhauer wählten gewöhnlich hier bei der künstlerischen Formgebung die typische Gebärde des Segnens. Das Ziehen des Palmesels besorgten in der Regel auf Kosten der Stadtkasse die Torwächter oder Ratsknechte; mitunter bewarb sich darum die Zunft der Metzger. Später betrachteten die Ausübung dieses Amtes sogar angesehenen Bürger als Ehre. Mit brennenden Kerzen beteiligten sich die Bürgermeister und Ratsherren an dem Umzuge. Gar feierlich gestalteten sich diese Palmprozessionen an Orten mit Klöstern. In München erfreuten sich vor allem die Pfarren zu Unserer Lieben Frau, St. Peter und Hl. Geist eines regen Zuspruches der Bevölkerung beim Umzuge am Palmsonntag. In Kempten durften mit der Rückkehr der Palmprozession die aus der Stadt Verwiesenen ungestraft zurückkehren. Freudig begrüßt wurde der Palmesel vor allem natürlich von den Kindern. Buben, die an diesem Tage ihr erstes Höschen trugen, durften gegen Trinkgeld an den Mesner vor und nach der Prozession auf dem Grautier reiten, ein Brauch, von dem sich die Eltern Wachstum und Gedeihen der Kinder versprochen. Das Mitführen des Palmesels artete jedoch mit der Zeit aus. Christusfigur und Esel wurden von den Frauen und Kindern mit Würsten, Eierkuchen, Feigen und anderen eßbaren Dingen bekränzt, Bräuer, Wirte und Lebzelter kamen mit Bier, Wein und Met dem Zuge entgegen, so daß schließlich viele Beteiligte nicht mehr nüchtern heimkehrten und sich die ganze Prozession in eine Volksbelustigung verkehrte. Da die Palmprozession immer mehr ihres liturgischen Charakters be-

raubt wurde und nicht mehr dem Ernst und der Würde der kirchlichen Feier entsprach, sahen sich eine Reihe von Kirchenfürsten veranlaßt, im Laufe des 18. Jahrhunderts in Hirtenbriefen dagegen einzuschreiten. Es ergingen auch diesbezügliche polizeiliche Verbote, so in München im Jahre 1800. Erst der Sturm der Aufklärung brach jedoch vollständig mit dieser Sitte. Einer der letzten Palmeselumzüge fand im Jahre 1802 zu Schwäbisch-Gmünd statt. Zu St. Peter in München soll der Palmesel noch 1806 trotz des Verbotes bei dem Umgang mitgeführt worden sein, erfuhr aber daraufhin ein schmachliches Ende. Die zuständige Behörde unterband diesen Brauch für die Zukunft dadurch, daß ein Polizeibeamter den Auftrag erhielt, in der Pfarrkirche dem Esel kurzerhand den Kopf abzusägen, was tatsächlich geschah.

Nur mehr wenige künstlerische Exemplare geschnittener Palmesel sind da und dort in Museen und auf verstaubten Kirchenböden zu finden. Wertvolle Stücke enthalten noch das Germanische Museum in Nürnberg, das Nationalmuseum und Georgianum in München, die Sammlungen des historischen Vereins für Niederbayern in Landshut und einzelne Heimatmuseen, wie zum Beispiel in Erding, Wasserburg, Weilheim und Traunstein.
J. Sauer

Ostermond

Von J. Thomas, Sachrang, Chiangmai

Wie Hase, Ei und Wasser ist der Mond ein uraltes Ostersinnbild. Auch er wurde im Volksglauben früher als „Wachstumsträger“, als zauberhaftes Zeichen der ewigen Auferstehung des Lebens angesehen. Im Glauben ungezählter Völker aller Zonen und Zeiten galt er geradezu als Inbegriff der Wachstumskraft. Aus sich selber nahm das Nachtgestirn nach Ansicht der Alten auf geheimnisvolle Weise immer wieder die Kraft zu unsterblicher Erneuerung, als „Frucht“, die sich aus sich selbst erzeugt und wächst“. Ostern fällt bald zeitig, bald spät ins Frühjahr unseres Kalenders, weil die Kirchenversammlung von Nicäa 325 nach Christi Geburt beschloß, das Osterfest auf den ersten Sonntag nach Vollmond nach der Frühlingstag- und -Nachtgleiche anzusetzen. Auch hier haben wir die deutliche Verbindung des Mondes zu Ostern, dem Fest des Wiedererwachens der Natur. Mond, Hase, Ei und Wasser wurden aber auch durch das Ineinanderströmen aller Kulturen und Kulturbegriffe magisch vereint. Vor allem das alte Sinnzeichen der Fruchtbarkeit, der ob seiner ungewöhnlichen Zeugungstätigkeit auffallende Hase, spielte schon in der frühesten Zeit menschlichen Geisteslebens als Urahne unse-



Partie an einem Inntaler See

Foto Hübl

res Osterhasens eine Rolle. Sanskrit ist die Ursprache Indiens und der indogermanischen Rasse. In dieser Ursprache bedeutet das Wort „Mond“ dasselbe wie „Hasenträger“ oder „Der mit dem Hasen“. Man sah damals in dem Mondschatten das Bild eines springenden Hasen. Eine buddhistische Geschichte, die schon zweieinhalb Jahrtausende alt ist, und bei ihrer Entstehung bereits uraltes Volksgut in sich aufnahm, berichtet davon, wie Sakka, der oberste Gott des Zeitalters, das Bild des Hasens in den Mond malte zur Erinnerung an die Zeit, da Buddha bei einer früheren Wiederkunft in Hasengestalt einherwandelte. Nachdem auch wir zur indogermanischen Rasse zählen, nimmt man an, daß die Ostersymbole Mond und Hase, von Urzeiten bis her zu uns ihren Weg gemacht haben. Wenn man den Hasen im Mond schön sehen will, muß man abends hinausgehen, wenn der Neumond sieben bis zehn Tage vorüber ist. Zwar sieht man ihn auch gut im vollen Mond. Aber um die Zeit des ersten Viertels steht der Mond hoch am südlichen Himmel und der Hase springt nach rechts hinab zum westlichen Horizont, dorthin, wo noch das Sonnenfeuer leuchtet.

Das Ei als vollendetes Gleichnis von Werden und Wachstum wurde insofern mit dem Monde in Verbindung gebracht, als dieser un-

mittelbar vor und nach Vollmond eine eihähnliche Form annimmt.

Bild und Kraft des neuerspriessenden Lebens ist auch das Wasser. Unter allen Vorbedingungen, an die das irdische Wachstum geknüpft ist, ist die wichtigste die, daß genügend Feuchte vorhanden sei. Die Feuchtigkeit steht wiederum in Beziehung zum Mond. Wenn die Nacht mondklar war, dann sind Tau- oder Reifniederschläge morgens besonders ergiebig. Man glaubte früher, daß niemand anders als der Mond das Naß vom wolkenlosen Himmel habe niedertropfen lassen. Nach der Edda reitet der Tag (die Sonne) auf dem „Glanzroß“, die Nacht (der Mond) aber auf dem „Reifroß“. „Allmorgendlich träufeln ihm Tropfen vom Beisstahl, davon kommt in den Tälern der Tau.“ Aus allen Winkeln des Erdkreises sind Geschichten und Ansichten über den Mond als Spender des segenvollen Nasses bekannt. Die Annahme erscheint gerechtfertigt, daß es sich dabei um geistiges Gut der Menschheit handelt, das sehr lange vor aller überlieferungsmäßigen Geschichte rings um den Erdball gewandert ist.

Osterwasser gilt von jeher als besonders heilkräftig. Am Ostertag werden die Pferde in die Schwemme geritten, damit sie gesund bleiben. Das Vieh wird auf die frischbetau-

Drallern, Plattln und Pfeiferschneidn

Frühlingsspiele unserer Kinder

Sobald Straßen und Wege trockener werden, verebbt allmählich die „Schussersaison“. Der Kreisel oder „Dralla“ tritt in seine Rechte. Auf dem Lande ist dieses beliebte Frühlingsspiel der Kinder gewöhnlich unter dem Namen „Bärntreib'n“ bekannt, nicht zu verwechseln mit einem früher in Altbayern üblichen Bubenspiel, bei dem sie ein Holzklötzl mit Stecken in einem Kreis trieben.

Ein alter Kinderreim sagt:

„Bärntreib'n, Bärntreib'n!
Wer net kummt, soll ausbleib'n!
Soll im Ofawink'l drinna
Mit de alt'n Weiba spinna!
Wir schnür'l'n die Peitsch'n und hauen drein,
Daß es pfeift durch Stock und Stein.
Buama auf!
Zum Bääärntreieieib'n,
Bääärntreieieib'n!“

In der Stadt ist das „Drallern“ heute nur mehr auf die verkehrsarmen Außenbezirke beschränkt. Trotzdem erscheint es auch hier nicht ungefährlich, weil die Kleinen aus begreiflichen Gründen mit Vorliebe das glatte Asphaltplaster der Straße aufsuchen und auf den Gehsteigen mit ihren Peitschen die Passanten gefährden. Die Lebensbedingungen für eine freie Entwicklung der Spielfreudigkeit und Spielerfindung der Kinder werden eben in der Stadt von Jahr zu Jahr mit zunehmendem Verkehr schlechter.

So verschwindet aus der Stadt auch allmählich der Reif. Und war doch so schön in unserer Jugend, wenn wir in gegenseitigem Wettstreit zum Reiftreiben antraten und auf das Kommando „Erschtens richtet Euch, zweitens faßt's Euch, drittens haut's drei!“ beweisen konnten, wie schnell und wendig wir unsere Reifen zu treiben wußten.

ten Wiesen getrieben, taunasse junge Saat am Ostermorgen gerupft und unters Bettstroh gemischt. Ein Mädchen, das besondere Schönheit erwerben will, soll nackt und schweigend im fließenden Bache baden, wenn in der Osternacht noch der Mond am Himmel steht. Wie nachhaltig tief die Kraft der uralten Frühlingssymbole bis in unsere Zeit wirksam ist, ist daran zu ersehen, daß wir heutige „aufgeklärte“ moderne Menschen doch nur zu gerne noch an dem geheimnisvollen österlichen Tun der Kinder teilnehmen. Rührt uns nicht selber etwas von seinem tiefen Sinne, etwas anheimelnd Märchenhaftes an, wenn die jungen Menschenkinder mit einem Gefühl, schwankend zwischen ernster Scheu und jubelnder Freude, unter bemoosten Steinen, Büschen und Baumwurzeln am Waldrand, gläubig dem Wunder der Stunde aufgetan, nach den bunten Ostereiern suchen?

Wer von den Erwachsenen bliebe nicht am Wege stehen, wenn die Mädchen in den ersten Frühlingsspielen ihre Reigen tanzen und ihr Ringelreih'n singen?

„Ringel, Ringel, Rosa,
Schönste Aprikosa,
Veilchen und Vergißmeinnicht,
Alle Kinder setzen sich!
Mit den Händen: Klitsch, klatsch,
Mit den Füßen: Tripp, trapp,
Mit den Köpfen: Knick, knack.
Mit den Fingern: Tick, tack!
Ich bin dein und du bist mein,
Morgen soll die Hochzeit sein!“

Und wessen Gedanken eilten nicht zurück ins Jugendland, wenn wir die alten Frühlingsspiele sehen mit ihrem sprudelnden Reichtum an köstlichen Reimen? Das „Drüben im Karolasee“ oder „Schöner blauer Fingerhut!“ — „Der Bauer geht ins Holz!“ — „Ist die schwarze Köchin da?“ — „Es kommen zwei Damen aus Ninive“ — „Blinde Kuh“ — „Fahre zu, fahre zu, der letzte muß alles bezahlen!“ und wie diese Reimspiele alle heißen mögen.

Erwacht in den Buben mit zunehmendem Alter Kraft und Kampfeslust, dann sondern sie sich mehr und mehr von den Mädchen ab. An die Stelle der Reigenspiele tritt das beliebte „Räuber und Schandi“. Jeder Junge will natürlich dabei seinen Tatendrang als Räuber befriedigen. Ein in die Höhe geworfenes Geldstück entscheidet, Wappen- und Schriftseite der Münze verteilen die Rollen. Heimlich beratend ziehen die Räuber ab und suchen sich möglichst günstige Verstecke. Das ganze Stadtviertel oder Dorf gehört bei diesem Spiel den Buben. Hausgänge und Hinterhöfe, Hecken und Gärten, Schupfen und Scheunen sind „Kriegsgebiet“. Erwartung und Spannung durchrieseln den Körper, lassen den Atem anhalten, sobald die Verfolger in die Nähe des Verstecks kommen, Freude und Genugtuung lösen sich aus, wenn sie ihrer nicht habhaft werden.

Mit Beginn der wärmeren Jahreszeit treten auch die Wurfspiele in Erscheinung. Da sie einen freien Platz bedingen, sind sie ebenfalls meistens nur mehr in den Vororten der Stadt und auf dem Lande anzutreffen. Beliebte ist bei den Buben vor allem das Platt'ln. Es bedarf weder eigener Spielgeräte noch besonderer Vorbereitungen. Ein paar Ziegelbrocken und ein plattgeformter Stein als Wurfgeschöß, von den Buben treffend „Platschge“ bezeichnet, sind auf jedem Bauplatz zu finden.

Das Platt'ln ermöglicht verschiedene Spielarten. Beim „Peterl erlös mi!“ stehen zwei Reihen Ziegelsteine in einer Entfernung von etwa 20 Meter einander gegenüber. Soviel

Teilnehmer, soviel Ziele jeweils in einer Linie. Die Steine bedeuten die Personen der Mitspieler, die man durch entsprechende Treffer aus dem Spiel ausschließen und wieder von ihrer „Gefangennahme“ erlösen kann. Das häufiger zu sehende „Drei — Sechse — Neune!“, ein auch noch von Erwachsenen gern geübtes Wurfspiel, entspricht in seinen Spielregeln ungefähr dem Eisstockschießen. Der dem Zielstein bei einer Runde am nächsten kommende Wurf gilt immer drei Augen, jeder Volltreffer, in der Spielsprache kurz „G'starzte“ geheißten, das Doppelte. Diejenige Partei, die am ersten die vereinbarte Punktzahl erreicht, ist Sieger.

Beim „Stoakappin“ setzt ein Mitspieler wie ein Kegeljunge den Ziegelstein auf, sobald derselbe umgeplattelt wird. Die Schützen müssen ihr „Platschge“ jeweils nach jedem Wurf selber holen und dürfen dabei vom Gegenspieler durch Schlag gefangen werden, aber nur dann, wenn der Ziegelstein steht und das Plattl des Aufsetzenden wie ein Kaperl auf dem Ziel sitzt. Wer abgeschlagen wird, muß aufsetzen.

Ein anderes Wurfspiel ist das Pickeln oder „Steckerls“. Hier rammen die Buben scharfgespitzte, ganz oder ringförmig geschälte, kleine Holzprügel mit kräftigem Schleudwurf in die Erde und ringen durch gegenseitiges Herausschlagen der Pflöcke um den Sieg.

Dem Pickeln nahe verwandt ist das „Messerln“, bei dem die offenen Klingen der „Schnacklmesser“ unter stetig gesteigerten Schwierigkeiten in die frische Bodennarbe geworfen werden, bis der geschickteste Werfer das Spiel entscheidet. Dabei zeigen die Buben eine seltene Gewandtheit. Von den Fingern, vom Handrücken, vom Knie, Kopf, ja von der Nase lassen sie die blanke Klinge in die Erde fallen und erproben damit ihre Fertigkeit in den ersten Anfängen alten Waffenspiels.

Im Frühjahr erscheinen auch auf den Gesteigen die bekannten Schnecken- und Häuselzeichnungen mit den Kreideinschriften. „Himmel — Hölle — Fegfeuer“. Sie dienen den Mädchen zum sogenannten „Häuslhupfa“. Mit Glasscherben werfen sie unter Beachtung verschiedener Spielregeln in die einzelnen Abteilungen, hüpfen dann auf einem Bein durch die aufgezeichneten Felder und tragen das Wurfgeschloß langsam und bedächtig auf dem Vorderfuß zurück. Jeder fehlerlose Gang findet seine Bewertung und berechtigt zur unmittelbaren Fortsetzung des Spiels.

Wenn Ende April, anfangs Mai Bäume und Büsche von Saft strotzen, holen sich die Buben an Bachrändern von den Felberstauden astfreie, gerade Zweige und schneiden aus diesem bastreichen Holz Pfeifenstäbe. Lange und kurze, dicke und dünne, weil sie in diesen Instrumenten Auswahl lieben, Emsig

klopfen die kleinen Hosenmatze mit dem hölzernen Heft eines „Schnacklmessers“ auf den Knien die Holzstäbchen und leiern dazu ihre Sprüchlein herunter, um das Lösen des Bastes zu beschleunigen:

„Pfeiferl, Pfeiferl geh ro,
Schneid ma an Barthl d' Hor o!
Laß eahm hint' a Zipferl steh',
Is da Barthl no so schö!“

Oder:

„Pfeiferl, Pfeiferl gi go,
Ziag da Katz d' Haut o!
Uebern Kopf und übern Schwanz,
Wird mei Pfeiferl wieder ganz!“

Es ist erstaunlich, welche Fülle von solchen Bastlösreimen die kindliche Spielsprache kennt. Sie führen unbewußt zurück in graue Vorzeit, wo Sage und Glaube den Wald mit holden Heimchen und Hagegeistern bevölkerten, die in Busch und Baum, unter Rinde und Bast hausten und dem Waldmenschen als unverletzlich und heilig galten. Ein reizendes Frühlingbildchen, wenn die frohe Kinderschar barfüßig auf den im ersten Grün prangenden Anger neben den goldflaumigen Gänslin sitzt und Buben und Mädlein in allen Tonhöhen ihre selbstgemachten Pfeiferln erproben, die je nach der Gegend Maipfeiferln, Farzen, Brummer, Happer oder Fläuten heißen.

So bringt der Frühling eine Fülle beliebter Kinderspiele, die ihm allein eigen sind. Wenn der Same im Boden zu keimen beginnt, wenn Baum und Strauch ihre ersten Knospen treiben, dann regt sich eben im Kinde neues, schwellendes Leben. Mit frischem Frohsinn drängt es hinaus ins Freie, wo es sich ungezwungen betätigen kann. Jede Blüte ist ihm Freude, jedes Gräschen nimmt seinen Blick gefangen, jedes Sonnenringel regt seine Phantasie an.

Wer lehrte da uns Erwachsene ein unbefangeneres Verstehen des heimatlichen Lenzes, als gerade das Kind? Vater und Mutter träumen ja mit ihm von ihrer eigenen Kindheit, in der sie sich mit denselben Spielen vergnügten.
J. Sauer

Der beste Wetzstein

Von Franz Fritz, Rimsting

Der Entenhammersepp von Weiher hatte, als er in der Stadt arbeitslos geworden war, eine Stelle als Bauernknecht angenommen. Als die Heuernte kam, mußte er sich doch wieder erst an diese Arbeit gewöhnen, denn wenn er frühmorgens um drei oder halb vier Uhr zum Mähen aufstehen mußte und wenn nachher die Mucken recht leutz waren, das hatte wirklich „seine Muckn“. Während viele andere Leute noch in den Betten lagen, hatte der Sepp schon viel geschwitzt und gekratzt. Und weil er unzufrieden war, kam es ihm auch vor, als hätte s e i n e Sense am schlech-

testen geschnitten. Und weil er deshalb zornig wurde, mähte er mit aller Wucht so manchen Ameisenhaufen über den Haufen, so daß alles kribbelte und krabbelte, und das Reich der Ameisen in Trümmer flog. Aber das Gras wollte dann so gar nicht mehr recht von Seppls Sense fliegen. Seine Mahd wurde immer schmaler und die Sense immer dicker. Und was eine dicke Sense ist, weiß jeder, der mit dem Mähen einigermaßen vertraut ist. Der Sepp wetzte und wetzte, fluchte und kratzte. „Liaba z'tot wetztn, ois wia z'tot maah“, sagte er halblaut zu sich.

Hinter ihm kam schon die Unterdirn ganz gefährlich heran, denn die hatte Schneid, — ha, Schneid, im Wesen wie an der Sense. Die Zenzl hatte dieselbe wohl auch mehr gegen Maulwurfs- und Ameisenhügel geschont. Das von der Zenzl gemähte Gras flog dem Sepp an die Waden. „Geh hoit wegg und loß mi vüri, sist mah i da d' Haxp oo“, sagte mutwillig die Dirn. „An Buckl kost mi kratzn“, schimpfte der erzürnte Sepp. „Hoho!“ meinte dann seine schneidige Gegnerin, „beißen di denn d' Muckn aa durchs Hemad durch?“ „So a Schof“, brummelte der Sepp, „dö ko si aa nöt gnua arbetn.“ Er schimpfte weiter und die anderen lachten ihn aus.

Jetzt läutete die Bäuerin zur Morgensuppe. Das klang für den Sepp so lieblich wie eine himmlische Harfe, weniger wegen seines Appetits, als vielmehr deswegen, um seine stumpf gewordene Sense wieder richtig dengeln zu können, wenn er nun heimkam.

Zum Frühstück, oder wie die Bauern sagen, „bei da Suppn“, gab es Brotsuppe und Schmarrn. Der Schnidara (Schnittlauch) auf der Suppe löste beim Sepp eine unerfreuliche Vergangenheit aus. Er mußte an das Gras denken, das ihm die freche Dirn beim Mähen an die Waden geschleudert hatte. Und der Schmarrn war eben auch ein Schmarrn, der nach Seppls Sinn hätte fetter sein können, denn ein Unzufriedener hat immer eine trokene Auffassung, und in Wirklichkeit fehlte es dem Schmarrn nicht an Schmalz. Er wäre auch ohne gstöckelte Milli gut hinuntergerutscht und erst gar mit ihr war er durchaus intakt.

Nach dem Essen und Beten dengelte der

Beim Spanspreißeln und Schindklieben

Von Lorenz Strobl, Mühlendorf

Um 1850 war das Petroleumlicht auf dem Lande noch unbekannt. Es wurde erst um 1900 in den Bauernhöfen eingeführt. Als Beleuchtung diente vorher das Rapsöl. Man füllte damit eine bauchige Krugl, auf der ein kleiner Schwimmer (Docht) saß, der nur soviel Licht gab, daß man, wie der alte Söllhuber meinte, gerade noch mit dem Löffel von der Schüssel in den Mund finden konnte.

Sepp seine Sense, kräftig, zornig, fürchterlich . . . Sein Mitdengler und Kollege mußte lachen. „Jetz muaß s' schneidn, da Teufi“, triumphierte der Sepp. Es war aber jetzt eine Wiese zu mähen, die der Bauer die „Scharlingwiese“ nannte, wegen der vielen holzfaserigen Grasstengeln. Der Sepp zündete sich nun eine von den mitgenommenen Zigaretten an gegen die verdammten Mucken. Die waren aber jetzt ganz unbedeutend, denn die Sonne stand schon ziemlich hoch. Einige Bremsen summten und die Jungmagd trillerte ein Liedchen. Die Mäher wetzten und mähten, der Sepp auch. Diesmal ließ er schon gleich die Zenzl voraus. Er wollte sich planmäßig an ihr wegen ihrer Frechheit und Anmaßung rächen. Aber er täuschte sich. Nach etwa fünfzig Streichen (Hieben) spielte die Sense auch ihm einen Streich, einen bösen Streich. Sie war zu dünn gedengelt und die spröden Grashalme machten in die Sense Scharten und Zähne, wie bei einer Spannsäge. Seppl, dessen Geduldsfaden schon längst wieder abgesägt war, fluchte seinen kräftigsten Jodler und wetzte mit aller Macht. Doch das half nichts. Er kam nicht weiter. Er hatte schon zwei, drei Mahden eingeschoben, die die anderen, um den Ausdruck richtig zu verstehen, schon mehr gemäht hatten. Das Bild der Mähenden änderte sich so, daß Sepp anscheinend der erste war, weil der wirkliche erste schon nahe hinter ihm auftauchte. Nun war das Maß voll und die Wiese abgemäht.

Die Bäuerin brachte das Neunuhrmahl. Mit saurer Miene trank Seppl den süßen Kaffee, und wenn die Mähmaschine, die der Bauer gekauft hatte, nicht schon zum Abholen auf der Station gestanden wäre, der Sepp hätte kaum die Heu- und Erntezeit durchgehalten. Mein Gott, es ist auch nicht gar so einfach, wenn man Mähen und dergleichen Arbeiten nicht von Jugend auf gelernt hat. So aber blieb er, weil er nun mit der Mähmaschine werkeln durfte.

Der Sepp war ja im übrigen ein guter Arbeiter und schneidiger Kerl, aber zum Mähen mit der Sense reichte es nicht, weil es ihm nicht nur an der Schneid, sondern auch am besten Wetzstein fehlte. Und dieser Wetzstein heißt: Frohsinn und Geduld.

Sein Platz war auf einem kleinen Sockel unterm Kreuzifix in der Herrgottsecken.

Während die Dirnen an den Winterabenden fleißig hinter der „Kunkel“, dem Spinnradl, saßen, mußten der Bauer und die Knechte „spanspreißeln“, Hiezu hatte man pechiges Föhrenholz ausgesucht, in halbmeterlange Scheiter gekloben und den Sommer über in die „Gumpen“, den kleinen Feuer-

weilher für eventuelle Brandfälle, hinterm Hof geworfen.

Im Herbst wurden sie herausgefischt, am Ofen getrocknet, im Winter in Spreißel geschnitten und hinter dem Kachelofen aufgeschichtet. Vor der Rapsölfunzel befestigte man die Späne in eisernen Haltern am Türbalken oder über dem Kuchlherd. Sie wurden angesteckt und dienten als Leuchten. Sie gaben wohl mehr Rauch und Ruß als Helligkeit den Stuben, was aber wenig ausmachte, da die Leut der damaligen Zeit mit den Hühnern schlafen gingen und mit ihnen auch wieder aufstanden. Sollte die Bäuerin in der Abend- oder Nachtzeit in die Speis oder in das finstere Mehlkammerl, brannte sie einen Span am Herdfeuer an, nahm denselben zwischen die Zähne und fuhrwerkte damit im Haus herum. Die Zähne als Lichthalter gaben ihr die Hände zum Suchen und Schaffen frei.

Die Häuser waren damals auch noch nicht mit Ziegeln, sondern mit hölzernen Schindeln bedeckt. Auch diese wurden an den Winterabenden gefertigt, und zwar Leg- und Scharschindeln. Hierzu benutzte man hauptsächlich Fichten- und Lärchenstämme, die im „kloawachserten“ (kleinwachsenden) Monat, im Zeichen des Steinbocks, gefällt werden mußten, denn um diese Zeit ist das Holz „engwüchsig“. Kerbtiere und andere Schädlinge können da am wenigsten Schaden anrichten. Die Stämme wurden in „Blöcker“ geschnitten und auf dem Holzbock mit dem Spaltmesser, ähnlich dem „Schnoater“ (schoaten von schneiden) beim Wied- und Reisighacken, in kleine Brettchen gekloben. Durch das Klamm blieb die Faserung dem Holz erhalten. Das machte die Schindel dauerhafter. Das Säubern, Schaben und Glätten

geschah mit dem Schnitzmesser auf der „Heinzelbank“. Mit den Legschindeln wurden, wie der Name sagt, die Dächer „belegt“ und dann mit Felsbrocken beschwert, damit sie der Sturm nicht fortreißen kann. Den Bauernhäusern in den Bergen und den Almhütten verleihen sie einen ganz besonders schönen und eigenen Charakter. Die Schindeldächer litten recht sehr unter der Feuchtigkeit, der Nässe und dem Moosbewuchs, aber schon in den Vorkriegsjahren wurde durch Imprägnieren die Haltbarkeit der Dachschindeln um das Drei- und Vierfache verlängert. Die Scharschindeln oder „Muzeln“ waren nur halb so lang als die Legschindeln, wurden für Kirchenkuppeln, Steildächer verwendet und an die Dachbretter genagelt. In heißem Wasser gesotten, konnte man sie nach Belieben formen und biegen. Am häufigsten treffen wir die Scharschindeln als „Schar- oder Schauermäntel“ (schauern ist wettern oder hageln) am Mauerwerk der Bauernhäuser im Alpenvorland, und zwar an den West- und Wetterseiten. Heute werden diese Mauern mit Zinkblech verschlagen. Das Blech ist haltbarer, erfordert weniger Reparaturen, aber weit schöner und zur Landschaft passender waren die grauen, von Sturm und Wetter gebeizten „Muzeln“ gewesen.

Viel Geschick und Übung und nicht zuletzt auch Muskelkraft gehörten zum Schindelkleben. Der Bedarf war immer groß, denn ein richtiger Bauernhof besitzt mit Schuppen und Nebengebäuden allerhand Dächereien. Ein Teil der Schindeln wurde im Frühjahr sogleich zur Ausbesserung verwendet, ein Großteil gebündelt auf dem Speicherboden eingelagert und der Rest verkauft.

Dr. J. M. Ritz zu Dank und Gruß

Von Theodor Heck, Sonnenholzen bei Wasserburg

Vor fünf Jahren, als Dr. Joseph Maria Ritz 60 Jahre alt wurde, gedachten wir seiner hier und würdigten vor allem seine Tätigkeit als Heimatpfleger, ja als führender Mann der bayerischen Heimatbewegung.

Heute gibt sein wegen Erreichung der Altersgrenze erfolgtes Ausscheiden als Direktor des Landesamtes für Denkmalpflege den Anlaß, auf seine großen Verdienste um die bayerische Denkmalpflege hinzuweisen.

Im Jahre 1928 wurde Dr. Ritz von dem damaligen Leiter Dr. Hager ins Landesamt für Denkmalpflege berufen. Die ersten Jahre seines Wirkens widmete er den Aufgaben der Kunstdenkmälerinventarisierung im Regierungsbezirk Niederbayern. Die Bände Vilsbiburg, Kötzing, Mainburg, Wolfstein und Grafenau sind das Ergebnis dieser Tätigkeit.

Später wurde ihm das neugeschaffene Referat für Museen und Heimatpflege übertragen, und in Anerkennung seiner überaus er-

folgreichen Arbeit auf diesem Gebiet folgte 1938 die offizielle Ernennung zum Museums-pfleger des Landes Bayern. In dieser Eigenschaft hat er eine namhafte Zahl der bayerischen Heimatmuseen völlig neu gestaltet, so, um nur einige zu nennen, die Museen von Tölz, Ansbach, Eichstätt, Passau, Kaufbeuren, Kronach und Schweinfurt.

Der Besuch des ebenfalls durch ihn neu eingerichteten Heimathauses in Wasserburg läßt erkennen, daß hier nicht nur ein Kunsthistoriker und Volkskundler, sondern auch vor allem ein Volkserzieher am Werk war, kein weltfremder Gelehrter, sondern ein der Heimat eng verbundener Mensch, dem es darum zu tun ist, das alte Kulturgut in seiner ganzen Schönheit herauszustellen, um mit ihm die Achtung für das bodenständige Brauchtum und damit die Liebe zur Heimat zu fördern.

In diesem Sinn der „angewandten Volks-



kunde“ arbeitet auch die von Dr. Ritz gegründete Landesstelle für Volkskunde, deren Vorsitzender er ist.

Sie wirkt, weit über den Aufgabenbereich eines solchen Institutes hinausgehend, befruchtend auf die Erneuerung unserer heimatlichen Kultur. Neben seinen amtlichen Obliegenheiten entfaltete Dr. Ritz eine umfangreiche Tätigkeit durch Veröffentlichung kunsthistorischer und volkskundlicher Schriften, von denen nur die wichtigsten genannt seien. Zur Reihe „Alte Kunst in Bayern“ steuerte er bei: Das unterfränkische Dorf, Unterfränkische Barockschlösser, Barocke Kirchen und Klöster Unterfrankens. Der Band Franken der Bayerischen Kunstgeschichte stammt aus seiner Feder, ebenso der fränkische Band in der Reihe „Deutsche Volkskunst“. Weiter veröffentlichte er ein großes Tafelwerk über bemalte Bauernmöbel und in Zusammenarbeit mit Gustav Schürer eine Monographie über St. Kummernis und Volto Santo.

In der von ihm redigierten Zeitschrift „Bayerischer Heimatschutz“, dem Vorläufer des heutigen „Bayerischen Jahrbuches für Volkskunde“ und der Zeitschrift „Schönere Heimat“ erschienen zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen von ihm aus beinahe allen Gebieten der Denkmalpflege, Volkskunde und Heimatpflege. Er ist Mitarbeiter an wissenschaftlichen Wörterbüchern (Sachwörterbuch

der deutschen Altertumskunde, Reallexikon der deutschen Kunstgeschichte, Lexika für Theologie und Kirche), an Jahrbüchern für historische Volkskunde, er schreibt fortlaufend Aufsätze über alte Bauernkultur im Wochenblatt der Landesbauernschaft Bayern usw. Er ist ferner als Schriftleiter und Herausgeber bedeutsamer Zeitschriften, wie „Deutsche Kunst und Denkmalpflege“, der „Bamberger Hefte für fränkische Kunst und Geschichte“ und anderer tätig.

Ueberdies ist er Zweiter Vorsitzender des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege und im Vorstand des Deutschen Heimatbundes, des Verbandes für Volkskunde und der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland.

1949 wurde Dr. Ritz zum Abteilungsdirektor und 1950 als Nachfolger von Professor Dr. Georg Lill zum Direktor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege berufen, zu einer Zeit, wo der Wiederaufbau der durch Kriegseinwirkungen zerstörten Kunstdenkmäler erst so richtig in Gang kam und das Amt vor eine beinahe unübersehbare Aufgabe stellte.

Wer die Verwüstungen an Kunstdenkmalern allein in den Städten Würzburg, Nürnberg und Augsburg gesehen hat und das bereits Wiederhergestellte damit vergleicht, kann ermessen, welches Uebermaß von Arbeit und Verantwortung dem Landesamt für Denkmalpflege und seinem Leiter in den letzten Jahren aufgebürdet wurde und in welcher vorbildlicher Weise diese Aufgaben erfüllt wurden.

Die bayerische Denkmalpflege verliert mit dem Ausscheiden von Dr. Ritz viel, denn es war eine für Bayern besonders günstige Fügung, daß sein oberster Denkmalpfleger nicht nur Denkmalpfleger allein, sondern überdies auch Volkskundler und Heimatpfleger in einer Person war.

Ein Trost mag es uns sein, daß Dr. Ritz, der durch seinen verantwortungsvollen Posten als Direktor des Denkmalamtes in den letzten Jahren der bayerischen Heimatpflege immer mehr entzogen wurde, nun wieder frei ist. Für diese nicht minder wichtige Aufgabe erhoffen wir für ihn noch viele Jahre, in denen es ihm vergönnt sein möchte, zum Wohle unserer Heimat tätig zu sein.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Koble. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1957

Juni

Nummer 4

800 Jahre Klosterkirche in Baumburg

Ein Rokoko-Kleinod im nördlichen Chiemgau

Nach erfolgter Innenrestaurierung der ehemaligen Augustiner-Chorherrn-Stiftskirche in Baumburg bei Altenmarkt a. Alz fanden Ende Mai und Anfangs Juni die Feierlichkeiten zum 800jährigen Jubiläum dieses künstlerisch bedeutsamen Gotteshauses statt.

Auf stundenweite Entfernung grüßen den Reisenden im nördlichen Chiemgau die Doppeltürme der bei Altenmarkt unweit Trostberg über der Alz thronenden ehemaligen Stifts- und nunmehrigen Pfarrkirche von Baumburg, die nach dem Urteil berufener Kunstexperten in ihrer Innenausstattung, in ihrer geschlossenen, geradezu blendenden Rokokopracht „eine ebenso großzügige wie einheitliche Schöpfung aus der besten Zeit dieser Stilperiode darstellt und zu den hervorragendsten Kirchenbauten des südöstlichen Bayern zählt.“ Weithin leuchtet das rote Ziegeldach des Gotteshauses, das man in kluger Berechnung zur Beherrschung des Landschaftsbildes, auf den Scheitel des Klosterberges gestellt hat, im Norden umrauscht von den Wasserläufen des Alzflusses, im Süden umflossen von den ruhigeren Fluten der von Traunstein kommenden Traun, die sich hier, außerhalb des malerischen Städtchens Altenmarkt, mit der Alz vereinigt. Imponierend schaut die Baumburger Kirche mit den beiden mächtigen Zwiebeltürmen und der farbenprächtigen Ostfassade, mit dem breitflächigen Wandgemälde der Hl. Dreifaltigkeit und der großen Uhr, vom bewaldeten Steilhang des Klosterberges ins Tal der Traun und, gegen Trostberg zu, ins Tal der Alz. Aber es finden seltsamerweise nicht

Allzuviele den Weg hinauf zu dieser heiligen Stätte, obwohl der kurze Aufstieg durch eine großartige Fernsicht auf die Salzburger, Berchtesgadener und Chiemgauer Alpen belohnt wird und ein gemütliches Klosterbräustübel eine willkommene Stärkung verheißt.

Um das Jahr 1020 befand sich zu Baumburg eine Mönchszelle, in enger Nachbarschaft der Burg „Paumpurch“, auf der die Chiemgaugrafen aus dem Geschlecht der Aribonen ihren Sitz hatten. Baumburg kommt in der Geschichte urkundlich ja schon im Jahre 925 vor, als Gerichtsstätte auf einem bewaldeten Platz, von dem der Urname „Poumburc“ abgeleitet wird. Aus dieser Burganlage ging im Jahre 1105 durch eine Stiftung des oberpfälzischen Grafen Berengar von Sulzbach und seiner Gattin Adelheid ein Kloster hervor, ein Augustiner-Chorherrnstift. Der erste Gatte dieser Gräfin Adelheid von Sulzbach war Graf Marquard von Hohenstein, der um das Jahr 1075 die Burg Marquartstein im Achental erbaute. Gräfin Adelheid hat das Entstehen des Stiftes Baumburg nicht mehr erlebt, diese Aufgabe wurde von ihrem (dritten) Gatten, dem genannten Grafen Berengar von Sulzbach erfüllt.

Die damalige Stiftskirche, eine romanische dreischiffige Basilika, ist erst im Jahre 1156 von Propst Gottschalk von Baumburg vollendet worden. Am 17. Juli des genannten Jahres wurde sie im Beisein des Erzbischofs Eberhard von Salzburg geweiht. Von diesem 800jährigen Gotteshaus sind heute noch die beiden nach Westen gerichteten



Türme (ohne die Zwiebeln) und die Grundmauern des Langhauses vorhanden. Den Türmen hat man später gotische Spitzen und Mitte des 18. Jahrhunderts die jetzigen barocken Hauben aufgesetzt. Das im 12. Jahrhundert auf Baumburg entstandene Frauenkloster ist im 13. Jahrhundert wieder eingegangen. Das Augustiner-Chorherrnstift, in das nur Adelige aufgenommen wurden, verfügte über reichen Besitz, zu diesem gehörte schon im Jahre 1195 Altenmarkt. Das Kloster, dessen Pröpste gleichzeitig Archidiakone von Salzburg waren, verfügte im Chiemgau über großen Waldbesitz, der sich bis nach Ruhpolding erstreckte, sogar die Pfarrei Sighartskirchen bei Wien zählte zu den erworbenen Gütern Baumburgs. Von einer ersten Zerstörung des Stiftes Baumburg wird aus dem Jahre 1192 berichtet; der Übeltäter und Brandstifter war der Raubritter Rapoto von Stein a. Traun. Im Jahre 1533 ist das Augustiner-Chorherrnstift Baumburg fast ganz abgebrannt.

Nachdem man im Jahre 1727 mit dem Bau neuer Klostergebäude begonnen hatte, beauftragte Propst Joachim Vischer (1748 bis 1761) den bedeutenden Trostberger Baumeister Franz Alois Mayr, einen Schüler des Münchner Hofarchitekten Johann Gunezhainer, mit dem Bau einer neuen Stifts-

kirche. Diese entstand unter Mitverwendung der stehengebliebenen romanischen Türme in den Jahren 1754/57, also vor zweihundert Jahren. Die Türme erhielten barocke Zwiebelhauben und zwischen diesen, an der Westfront, entstand eine hohe Vorhalle mit der Statue der Kirchenpatronin St. Margarethe; dieser wieder ist ein dreiseitiger Vorbau in Halbkuppelform mit drei Eingängen vorge- lagert. Die Ostseite des 46 m langen und 19 m breiten Langhauses erhielt einen schön- geschwungenen Giebel mit Wandmalerei, die Langhausseiten bekamen je sechs hohe schmale Fenster. In der Vorhalle stoßen wir auf die um 1400 entstandenen Epitaphe der Klostergründer, der Gräfin Adelheid und ihrer drei Ehemänner, des Grafen Marquart von Hohenstein und Marquartstein, des Grafen Ulrich von Passau und des Grafen Berengar von Sulzbach. Der Grabstein der „schönen Gräfin Adelheid“, der eigentlichen Stif- terin, zeigt die Genannte mit dem Modell der Baumburger Klosterkirche in der Hand; er trägt die Jahreszahl 1153. Ein prachtvoll kunstgeschmiedetes Gitter trennt die Vor- halle vom eigentlichen Kirchenraum mit sei- nen wundervollen Wessobrunner Stukkatur- en, herrlichen Fresken und prachtvollen Plastiken, alles in feinstem Rokoko gehalten, dessen Prunkstück das Chorgestühl bil-

Die Isengauerin mit ihrer Kopftuchtracht

Bis zu den Vorbergen des Inns trugen die Bäuerinnen die — man möchte fast sagen majestätische — Kopftuchtracht der Isengauerin. Sie war im allgemeinen nicht so bekannt wie der Miesbacher Hut, aber doch ein Trachtenstück voll Charakter und Eigenart. Sie war aus schwarzer, schwerer Seide — Schweizer Ware. Eine oder zwei Trägerinnen findet man noch in den verschiedenen Pfarreien des Isengaues. Sind diese einmal von dieser Welt geschieden, ist auch wieder ein Trachtenstück ausgestorben. Viele werden sich überhaupt nicht mehr erinnern können, und doch ist es, besonders bis zum ersten Weltkrieg, in der ganzen Gegend um Isen und bis Mühlendorf hin allgemein getragen worden. Im Rupertiwinkel, im Rottal, im Gäuboden und in der Gegend oberhalb Isen trug man das Kopftuch streng um den Hinterkopf geknüpft, während die Isengauerin in ihrer Akkuratessa allen Stammeschwestern weit voraus war, in seltsamer Art das Kopftuch gefaltet trug.

Das aus Schweizer Seide gewobene Kopftuch hatte einen Boden aus Taft, den Rand von Mervillieuxseide, in den kleine Blumenmuster eingewebt waren. Kleinere Kopftücher, die die Gütlerinnen trugen, zeigten ein Mäandermuster, und die für die Austragsbäuerinnen waren die sogenannten Madrastücher aus feinsten schwarzer Baumwolle mit an den Ecken eingewebten Blumenornamenten in leuchtendem Scharlachrot und Grün. Diese Madras-

det. In einem Nebenraum der Evangelienseite begegnen wir einer Reihe spätgotischer Epitaphe der Pröpste und Archidiakone aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert. Die noch gotische Sakristei trägt zarten Stuck aus dem 17. Jahrhundert.

Die Säkularisation hat dem Augustiner-Chorherrnstift Baumburg schwer zugesetzt. Die vierzig Chorherren hat man vertrieben, die Konventgebäude wurden samt Nebenbauten 1812 bis 1816 größtenteils abgebrochen von dem damaligen Besitzer Johann Stadler aus Wasserburg, der für sie nur 3500 Gulden erlegt hatte. Ein Trakt wurde 1909 zum Pfarrhof bestimmt, der Gastbau wurde Erholungsheim der Altöttinger Englischen Fräulein. Die ehemaligen klösterlichen Ökonomiegebäude gingen später an den Bierbrauereibesitzer Dietl über, ebenso das außerhalb der Klostermauern stehende Sommer-Schlößchen der Pröpste, dessen vier Ecktürme abgetragen worden waren. Es ist seit langem Eigentum und Wohnsitz des Gutsbesitzers, Vorgesichtsforschers und Altertumsammlers Hans Dietl sen. Man genießt vom Schlößchen eine wundervolle Aussicht bis zum Watzmann. August Sieghardt

tücher bevorzugten die alten Bauersfrauen wohl deshalb besonders, weil das Tragen des schwarzseidenen Kopftuches bei Wind und Wetter keine Kleinigkeit war. Es ließ sich auch nur festhalten durch ein „Anglufen“ an das um den Kopf gebundene Samtband.

Das Zusammenlegen eines Kopftuches nach Isengauer Tracht bildete eine Kunst, die nicht jedes beherrschte. Über der Stirn hatte es wie ein Diadem zu liegen, um gegen den Hinterkopf abzuflachen, die Enden jedoch, in einem pompösen Schlung geknotet, bis über die Hüften herabhängend.

Wenn dann an den Sonntagen oder sonst bei festlichen Anlässen die eine Stuhlseite in der Pfarrkirche von den Frauen besetzt war, herrschte im Gesamtbild das schwarze Kopftuch vor. Nur einzelne Madrastücher unterbrachen das feierliche Schwarz mit ihrer leuchtenden Stickerei, und mit den Jahren zeigte sich auch der erste Umschwung zur städtischen Hutmode. Aber die alten Bäuerinnen trugen konsequent die von der Mutter übernommene Kopftuchtracht. Wie eine Revolution griff allmählich die neue Mode eines Huttragens bei der weiblichen Bevölkerung ein.

Um sich ein richtiges ansehnliches Kopftuch kaufen zu können, mußte eine Bäuerin viele Eier und manches Pfünderl Butter und Schmalz weggeben, bis sie die Preissumme beisammen hatte. Solch ein Tuch kostete zwischen 20 und 50 Mark. Und je größer der Hof, desto prächtiger und von großem Ausmaß war auch das Kopftuch der Bäuerin.

Als dann die Herrschaft der Maschine begann, die Abwanderung der nachgeborenen Bauerskinder in die Stadt, brachten diese bei ihren Besuchen daheim bald die Neuerung der städtischen Hutmode mit. Sie redeten der Mutter zu, doch das teure, unbequeme Kopftuch abzulegen und dafür den viel billigeren Hut zu tragen. Daß aber durch den beständigen Modewechsel die Hutmode viel teurer kommt, wurde nicht bedacht. Jedenfalls brach sich der Hut Bahn, eine nach der anderen fand ihn „kommoder“, auch wenn diese Bequemlichkeit mit einem Stück eigener, ganz persönlicher Art bezahlt werden mußte.

Wie eben alles Volkstümliche und Ständesmäßige durch die Allerweltsmode zerstört wird, so wird auch bald das letzte schwarzseidene Kopftuch der Isengauer Tracht verschwunden sein, ebenso wie der dunkelblau glänzende Tuchrock mit den Filigran-Silberknöpfen der Isengauer, die längst nur mehr in der Vergangenheit leben. Mieder, Riegelhaube und „Türkischer Schal“ ruhen ohnedies schon lange in der Truhe, alt, und vergessen von einer modesüchtigen Jugend, und für sie nur brauchbar zu einer Maskerade.

Franziska Reiß

Die Jakobsverehrung in Altbayern

Von Jakob Albrecht, Bad Aibling

Der verdienstvolle Kirchenhistoriker Max Fastlinger hat sich viel beschäftigt mit den Patrozinien der Kirchen, da sie ziemlich sicheren Aufschluß geben über das Alter der Kirchen und damit auch des Ortes. Zur Zeit der Einführung des Christentums weihte man die Kirchen gerne der Gottesmutter, den hl. Aposteln oder den Märtyrern der Urkirche, einem hl. Stephanus, Laurentius oder Georg. Neben den Apostelfürsten Petrus und Paulus ist der hl. Jakobus jener Apostel, dem die meisten Kirchen geweiht sind. Es sind dies in Altbayern über hundert an der Zahl. So stammen die Jakobuskirchen in Jakobsberg, Willing, Urschalling und Rohrdorf schon aus dem 9. Jahrhundert. Ganz besonders setzen aber die Kloster- und Kirchengründungen z. E. d. hl. Jakobus um das Jahr 1000 ein. Schuld daran ist das Aufblühen der Jakobusverehrung in Spanien. Nach einer weitverbreiteten Legende soll Jakobus der Aeltere seine apostolische Tätigkeit in Spanien ausgeübt haben. Schon im achten Jahrhundert galt er als Landespatron Spaniens. Seine Gebeine wurden nach Spanien überführt und dort wurde über seinem Grabe in Kompostella eine herrliche Kathedrale erbaut. Dieses Grab, welches den kirchlichen und nationalen Mittelpunkt Spaniens bildete, erfreute sich vom 11. bis zum 16. Jahrhundert eines ungeheuren Zustroms von Wallfahrern auch aus Deutschland. So gehörte in mittelalterlicher Zeit das Grab des hl. Jakobus in Kompostella neben dem Heiligen Lande und den Gräbern der Apostelfürsten in Rom zu den drei Hauptwallfahrtsstätten der Christenheit.

Viele Große des Reiches unternahmen diese Wallfahrt schon im 11. und 12. Jahrhundert. Ihnen schlossen sich in den nächsten Jahrhunderten wohlhabende Bürger und Kaufleute an. Da aber auch eine große Masse einfacher Leute diese Pilgerfahrt unternahm, bildeten sich zu deren Unterstützung eigene Jakobusbruderschaften, die für Pilgerher-

bergen und Hospitäler sorgten, damit die Pilger sich auf der weiten Reise durchschlagen konnten. Dies war um so mehr nötig, da der Weg gefahrvoll war, wie wir uns bei den damaligen unsicheren Verhältnissen leicht denken können. Daher genossen diejenigen, welche diese Pilgerfahrt unternommen hatten und glücklich heimgekehrt waren, bei den Leuten große Achtung. Sie trugen das Jakobuskreuz, das von Kompostella mitgebracht, als kostbares Andenken galt.

Im frühen Mittelalter wurde eine ganze Reihe, teilweise bedeutende Kirchen dem hl. Jakobus geweiht wie die Pfarrkirchen in Wasserburg, Dachau, Plattling, Burghausen, Mammendorf, Buchbach und Lenggries. Der Heilige wird meist mit Pilgerstab, Pilgertasche und mit muschelgeschmücktem Hut abgebildet, zum Zeichen, daß er auf seinen apostolischen Reisen über die Meere gefahren ist. Zuweilen, wie in der Klosterkirche zu Ens Dorf oder in Lenggries, erscheint er als Ritter auf feurigem Roß, mit wehender Fahne und gezücktem Schwert in die Schlacht eingreifend. Diese Darstellung erinnert an die schweren Kämpfe der christlichen Spanier gegen die Mauren, wobei sie ihre Siege der Hilfe des Heiligen zuschrieben. In der Pfarrkirche zu Willing bei Bad Aibling befinden sich schöne Deckengemälde, welche die Hauptmomente im Leben des hl. Apostel Jakobus festhalten, die Berufung durch Christus, seine Predigt und das Martyrium. Mit der Verehrung des Heiligen ist auch mancherorts das Volksleben verbunden, z. B. in München, wo neben der Jakobuskirche auf dem Anger alljährlich die Jakobidult stattfand, die eine große Anziehungskraft ausübte, so daß man um 1500 die Besucher nach Tausenden zählte. So wurde Jakobus einer der volkstümlichsten Heiligen in Deutschland und dem angrenzenden Tirol. Ihm ist auch die Hauptkirche in Innsbruck, die jetzige Bischofskirche geweiht.

Die Schweinsteiger von und zu Schweinsteig

In Nr. 2 des Jahrgangs 1957 brachten wir einen Beitrag mit obiger Ueberschrift aus der Feder von August Sieghardt, Grassau. Hierzu schreibt S. Graf Pückler-Limpurg, ein anerkannter Kunsthistoriker, folgende Betrachtung, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Zu dem Aufsatz „Die Schweinsteiger“ von August Sieghardt in „Heimat am Inn“ Märznummer, seien mir folgende Bemerkungen erlaubt. Die älteste Urkunde hat Sieghardt schon vor dreißig Jahren veröffentlicht. Sie wurde damals in einem Vortragsabend im

Historischen Verein Rosenheim als Fälschung verdächtigt, m. E. zu Unrecht. Sie ist in einwandfreiem MHD. geschrieben. Der Anlaß ist historisch. Im Jahre 1247 erwarb Herzog Otto der Erlauchte mit Teilen der Grafenschaft Falkenstein das Gericht Auerburg. Er gab die neuerworbene Herrschaft seinem Sohne Ludwig zu Lehen. Also mußten die beiden Schweinsteiger ihren Hof dem Herzog auflassen und wieder Belehnung empfangen. Nur zwei Stellen erregen Bedenken. Einmal

Vogel Unsichtbar

Von Josef Thomas, Sachrang (Chiemgau)

Zum Lachen komisch war es. Aus dem kugelförmigen Nest eines Zaunkönigs im Ufergebüsch der Prien, war ein fast flügger Kuckuck regelrecht herausgewachsen. Das kleine Flugloch umschloß seinen Hals wie eine Krause; den Kopf konnte er nicht mehr zurückziehen. Die Beine hatten sich nach unten durchgearbeitet. Sie pendelten vor Erregung auf und nieder wie ein paar Radfahrerbeine, wenn die Pflegeeltern Futter brachten. Der Schwanz und die Flügelspitzen guckten aus anderen Löchern und Ritzen heraus. Einige Tage später, als ich wieder nachsah, bemerkte mich das „gepanzerte Ziehkind“, versuchte zu fliehen und fiel mitsamt dem Nest herunter. Dabei ging dieses ganz in die Brüche. Halb fliegend, halb hüpfend, schlug sich Freund Kuckuck in die Büsche. Die Zaunkönige eilten schreiend hinter ihrem „Riesenbaby“ her.

Ja, er ist schon ein eigenartiger Kerl, der Kuckuck, ein merkwürdiger Vogel. Das wußten schon die Alten. Den Germanen galt er als Begleiter Donars, des Donnergottes und Beschützers von Haus und Hof, Familie und Ehe. Bei den Griechen thronte er stolz auf dem Szepter der Hera, der mächtigen Göttermutter und ebenfalls Hüterin der Ehe. Später wurde dann erst aus dem altheiligen Vogel des „Teufels Küster“ und es entstanden die bekannten Aussprüche: „Ja, zum Kuckuck“ und „Scher dich zum Kuckuck“. Auf die ehemalige große Wertschätzung des Kuckucks aber ist es zurückzuführen, daß er

noch heute als beliebtes Liebes- und Lebensorakel befragt wird über Hochzeit, Kinderzahl und Lebensalter. Nicht nur bei uns, auch bei anderen Völkern verhalf sein Ruf dem Kuckuck zum Namen (französisch coucou, italienisch cucco, spanisch cucu, portugiesisch cuco, griechisch kuko usw.). In unzähligen schönen Volks- und Kinderliedern kommt der Kuckucksruf vor, aber ebenso auch in der klassischen Musik. Vielfach wurde der Ruf des prophetischen Vogels im Mai in der Kirche auf der Orgel gespielt. Und schließlich, nicht zu vergessen, ertönt er aus den Schwarzwälder Kuckucksuhren, um uns zu jeder Stunde ein wenig Maienpoesie ins Zimmer zu zaubern. So volkstümlich ist keine andere Vogelstimme, wie die unseres Kuckucks. Jeder hat seinen charakteristischen Ruf schon gehört; den turmfalkengroßen, schönen Vogel selber aber kennen wenige. Er ist ein flüchtiger, scheuer Geselle, ein rascher Flieger, der es geschickt versteht, sich in wendigem Flug zwischen den Bäumen davonzustehlen. Ausgestopfte Kuckucke werden meist — hauptsächlich wegen der „gesperberten“ Unterseite — für Raubvögel gehalten. Auch das Flugbild des Kuckucks gleicht dem des Falken und löst bei unseren Haushühnern Fluchtbewegungen aus. Noch heute glaubt man mancherorts, daß sich der Gauch (auch Gutzgauch oder Guggo) im Winter in einen Sperber verwandele. Dabei ist unser Freund um diese Zeit in Afrika. Auf unerklärliche Weise finden auch die Kuckucks-

heißt es: „der hof zum Datzlwurm hiebei aschawu“. Der Wiesengrund unterhalb des Tatzelwurms und die untere Wirtschaft hießen in meiner Jugendzeit „Ascha“. Dort stand aber nie ein Hof, die Wiese gehörte nach Rechenau. Das „Aschau“ ist nur so zu erklären, daß früher das obere Auerbachtal „Aschau“ hieß. Eine einwandfreie Einschlebung ist aber „zum Datzlwurm“, schon der Orthographie nach. Mittelhochdeutsch müßte es tazzelwurm heißen. Das Wort ist im XVII. oder XVIII. Jh. eingeschoben. Das gleiche gilt von der Angabe: Siegler „Graf“ Greimolt von Preysing. Die Preysing von Hohenaschau hatten damals schon Besitzungen im Inntal, aber sie wurden erst in der zweiten Hälfte des XVII. Jh. Grafen. Aus beidem geht hervor, daß die Kopie erst nach der Mitte des XVII. Jh. angefertigt wurde.

Auch später sind dem Kopisten offenbar Verwechslungen untergelaufen. Die Urkunde von 1557 aus Schloß Brannenburg bezieht

sich sicher auf Schweinsteig bei Schwarzlack. Denn Niederaudorf und die Höfe am Auerbach gehörten seit 1247 immer zum herzoglichen Gericht Auerburg.

Ueber den gelehrten Bauern Richard Schweinsteiger, der sich aber anscheinend Rechenauer schrieb, weiß ich gar nichts. Es scheint aber wahrscheinlich, daß er in Schweinsteig bei Schwarzlack saß, wenn er der Vater des Malers Sebastian Rechenauer war. Denn dieser und sein vom Baum erschlagener Bruder gehören dorthin. Sebastian hat den Hof mit Fresken ausgemalt, die noch bestehen. Sie sind auffallender Weise im halbklassizistischen Stil (Zopfstil) gehalten, während seine Kirchengemälde noch reiner Barock sind. Zu den aufgeführten Arbeiten von ihm füge ich noch die drei Heiligen an der Giebelwand des ersten Hauses in Oberflintsbach im Süden hinzu, die zwar in keinen Weise beglaubigt sind, aber stilkritisch ihm zuzusprechen sind.

S. Graf Pückler-Limpurg

jungen allein, ohne Führung der Alten, ziel-sicher den Weg dorthin. Des Kuckucks Brut-schmarotzertum ist ein allgemein geläufiger Begriff. Wenig bekannt sind indes hochinter-essante Einzelheiten desselben: Ganz genau beobachtet die Kuckucksfrau die Vögel beim Nestbau, denen sie ihr Ei unterschmuggeln will. Hat der Wirtsvogel sein erstes Ei ge-legt und verläßt dann einmal kurz sein Nest, fliegt die Kuckuckin rasch hinzu. Meist ge-lingt ihr die Eiablage im fremden, kleinen Nest nicht direkt. Sie legt es dann auf dem Erdboden ab und trägt es darauf — es ist überraschenderweise nur sperlingseigroß — im Schnabel in die fremde Wohnung. Das Ei der anderen Vögel wirft sie heraus. Geheim-nisvollerweise sind oft die Eier der Kuckucks-weibchen denen der Wirtsvögel in Farbe und Form täuschend ähnlich. Die eine Kuckucks-frau legt immer nur blaugüne Eier, wie die Rotschwänzchen; eine andere nur weiße, braungefleckte Grasmückeneier usw. Man nimmt an, daß die verschiedenartigen Kuk-uckseier, infolge der jeweils speziellen Er-nährung durch die eigenen Zieheltern der Kuckuckinnen zustande kommen. Auch ver-

suchen die Kuckucksfrauen immer ihre Eier in die Nester derselben Vogelarten abzu-legen, von denen sie selber großgezogen wur-den. Keine unserer heimischen Vogelarten sonst, bietet eine solche, geradezu verwir-rende Fülle wahrhaft wunderbarer Lebens-äußerungen wie der Kuckuck. Ihn wegen seines Brutparasitismus zu verfolgen, steht uns nicht zu, da dieser von der Natur so ein-gerichtet ist. Der Kuckuck — im Priental nennt man ihn auch „Guggitzer“ (eine Be-zeichnung, die allerdings nur noch selten ge-braucht wird) — ist außerdem einer unserer wichtigsten „Nutzvögel“. Als insektenfressen-der Nimmersatt macht er sich vor allen an-deren Vögeln über die langhaarigen Raupen der Forstschädlinge her. Und nicht zuletzt — steht er nicht von allen Gefiederten noch heute dem Menschenherzen besonders nahe, unser lieber Lenzverkünder? Wenn es end-lich draußen wieder zu grünen beginnt, wer möchte da nicht mit den Kindern fröhlich jubeln:

„Kuckuck, Kuckuck! ruft's aus dem Wald
Lasset uns singen tanzen und springen,
Frühling, Frühling wird es nun bald!“

Auf die Erde bau ich, auf den Himmel traue ich

Wenn in der warmen Maiensonne die Saa-ten wachsen und goldenen Brotsegen verspre-chen, wenn die Obstbäume in weißem und rosarotem Blütenschmuck prangen, wendet sich der Bauer in Sorge um eine gute Ernte vertrauensvoll an Gott und betet: „Vor Blitz und Ungewitter bewahre uns, o Herr!“ — „Daß Du die Früchte der Erde geben und er-halten wollest!“ — Im Bewußtsein seiner Ohnmacht wallt deshalb das Landvolk in den Bittagen vor Christi Himmelfahrt mit dem Kreuz zu Kirchen der Nachbarorte und fleht mit dem Priester um Segen für das Gedeihen der Feldfrüchte.

In früheren Jahren waren diese Bittgänge noch zahlreicher als heutzutage und verteil-ten sich auf die ganze Vegetationszeit von der Saat bis zur Ernte. So schrieb H. H. Pfarrer Selmar von der Aiblinger Pfarrei: „Bis 1802 ging man schon an den zwei ersten Sonnabenden nach Ostern zur Kirche Tun-tenhausen mit dem Kreuz und am dritten Samstag noch weiter bis nach Ebersberg.“ Am Markustag (25. April) ist heute noch ein Bittgang von der Pfarrkirche in Aibling nach St. Sebastian. In der Kreuzwoche (Bittwoche) zogen die Beter am Montag früher zur ehe-maligen Kapelle in Thierham, am Dienstag zur Fialkirche Mietraching, am Mittwoch nach Ellmoosen und am Schauerfreitag nach Weihenlinden bei Högling. Die Kirchengemeinde Ellmoosen hielt im Mai jeden Jahres dreimal einen Bittgang nach Marienberg bei Pfaffenhofen und im Juni einen solchen nach

Au. Die Willinger gingen seit 1678 alljähr-lich im Mai mit dem Kreuz nach Berbling und nach Au „zu U. L. Frauen Kapell“ (Taxerkapelle).

Die Aiblinger gaben sich mit den üblichen Bittgängen in der Kreuzwoche auch nicht zu-frieden. Am Heilig-Kreuz-Tag (Heilig-Kreuz-Auffindung, 3. Mai) wallten sie mit dem Kreuz nach Mietraching, am 20. Juni nach Thann, am 26. Juni nach Westerham bei Wil-ling, am 1. Juli nach Hl. Blut bei Happing und von dieser Kirche aus nach dem Peters-berg. Alle drei Jahre fiel dieser Bittgang aus; dafür zogen die Aiblinger nach München, um dem hl. Benno im Dom ihre Anliegen um Fürbitte vorzubringen. Ein weiter Weg in dieser heißen Jahreszeit; trotzdem war die Beteiligung an diesen Kreuzgängen sehr groß. Die Kirchengemeinden Aibling und Mietraching hielten außerdem noch anfangs Juli alljährlich einen Bittgang nach Au und seit 1791 nach Wilparting am Irschenberg zu den hl. Martyrern Marinus und Anian, deren Fest die Kirche am 15. November begeht. Im September (9. oder 10.) dankten dann die Kreuzträger dem lieben Herrgott für die ein-gebrachte Ernte in einem eigenen Dankkreuz-gang nach Willing.

Wie treu die Bewohner von Aibling und Umgebung an diesen Flurumgängen be-ziehungsweise Bitt- und Dankprozessionen festhielten, bezeugt folgendes Vorkommnis: Pfarrer Selmar berichtet, „daß er im Jahre 1802 (Säkularisation!) nur am dritten Sonn-

Diez Swinburg

In den alten Chroniken liest man die grau-
sige Geschichte vom Ritter Diez Swinburg.
Der hatte im Heere Ludwig des Bayern mit
unerhörter Tapferkeit mitgekämpft und dem
Kaiser in der Schlacht bei Ampfing (1322)
geholfen, gegen den Österreicher Friedrich
den Schönen die Krone zu behaupten.

Aber im Drange anderer Sorgen vergaß der
Kaiser, dem Ritter seinen Lohn für die treuen
Dienste zu vergelten und Diez war zu stolz,
die Gelder, die er seinen Mannen als Lohn
schuldete, einzufordern. Seine Gläubiger wa-
ren jedoch weniger rücksichtsvoll und pfän-
deten ihn unbarmherzig, und so geriet er
von Jahr zu Jahr in immer größere Be-
drängnis und wurde endlich gleich vielen
anderen verschuldeten Adeligen ein Raub-
ritter.

Doch waren damals die Bürger in den
Städten nicht mehr so wehrlos wie ehemals.
Augsburg, Nürnberg, Donauwörth und
Rothenburg, in deren Gebiet Diez sein böses
Handwerk trieb, schlossen sich zusammen und
klagten beim Kaiser wider ihn. Diez wurde
geächtet und unterlag den vereinigten Söld-
nerheeren der Städte. Die meisten seiner
Spießgesellen ließ man laufen, da sie ja nur
unter Gewalt gestanden waren. Der Ritter
aber und vier seiner treuesten Knechte wur-
den nach München geführt und zum Tode
verurteilt.

Die Richter, die den einst so tapferen und
ehrlichen Mann ungern dem Henker über-
antworteten, legten ihm nahe, den Kaiser
um Gnade anzuflehen, denn man glaubte zu
wissen, daß dieser dem Diez insgeheim im-

abend nach Ostern zu den Kirchen Tunten-
hausen und Ebersberg einen Kreuzgang vor-
nehmen lassen wollte. Deswegen kam es zu
Mißhelligkeiten und unangenehmen Auftrit-
ten. Ein förmlicher Auflauf brach in Aibling
am 26. Mai 1802 aus. Es erschienen nach
10 Uhr über 500 Bauern, Wirte, Müller und
andere Handwerker, auch Söldner und Tag-
elöhner, und verlangten vom Landrichter die
Durchführung der bisher üblichen Bitt-
gänge.“ —

Kein Wunder, daß sich das Landvolk die-
sen segensreichen Brauch nicht schmälern
lassen wollte, nachdem er jahrhundertlang
in Übung war. Der hl. Mamertus, ehemals
Bischof zu Vienne in Frankreich, ist der
Urheber dieser früher mit Buß- und Fasten-
übungen verbundenen Flurumgänge und Got-
tesdienste. Schon auf dem Konzil zu Orleans
im Jahre 511 befaßte sich die katholische
Kirche mit diesen Bittprozessionen, die rasch
überall Eingang fanden und sich, wenn auch
nicht ganz im früheren Umfange, bis heute
auch in unserer Gegend erhalten haben.

Josef Sauer

mer noch gewogen war. Doch Diez, überzeugt,
daß er mit seinen schlimmen Taten seine
Ritterehre für immer verspielt habe, ver-
schmähte den Bittgang zum Kaiser und trat
aufrecht den Weg zur Richtstätte an. Dort
bat er nicht um sein eigenes Leben, wie es
ihm nochmal nahegelegt worden, sondern
nur um jenes seiner Knechte. Das wurde
ihm verweigert.

Da machte er den Richtern einen grausigen
Vorschlag: Man möge die vier Knechte in
eine Reihe stellen, je acht Schuh voneinan-
der entfernt — und wenn sein Haupt gefal-
len sei, so wolle er aufstehen und an so vie-
len Knechten er vorbeilaufe, die möge man
freigeben. Die Richter wußten nicht, was sie
zu solch gräßlichem Angebot sagen sollten,
berieten hin und her und bewilligten es end-
lich, wähnend, daß der Himmel solch uner-
hörtem Tun niemals seine Hilfe leihen
würde.

Also wurden die vier Knechte aufgestellt,
ihr Herr kniete vor den Richtblock, der Hen-
ker schlug zu — und kaum war das Haupt
gefallen, da sprang Diez auf und lief zum
Schrecken der ungezählten Zuschauer vor
allen vier Knechten vorbei.

Das Geschehnis ward dem Kaiser vermel-
det und der begnadigte die Knechte. So hatte
der Ritter im Tode noch seinen Knappen
die Treue gedankt, die sie ihm im Leben be-
wiesen hatten.

A. Leiss.

Nur a Zwoacing

Eine Elegie von Franz Fritz

In meiner frühen Kindheit schon
War mir wohlvertraut dein Ton,
Warst ja mit beim Sparbüchsgeld
Und im Traum der kleinen Welt.
Mit dir — und ein Pfennig mehr
War ich schon ein kleiner Herr.
Bin zum Bäcker dann gelaufen,
Um ein Loaberl mir zu kaufen.
Hast viel „Opfergöits“ bekommen
In den Kirchen, wenn die frommen
Beter dich dem Sammler gaben,
Jedoch nicht, dich „loszuhaben“.
Kam ins Haus ein G'sell beim Wandern,
Oder auch mit einem andern,
Hat ein jeder „Göits God“ g'sagt. —
Dankbar warst du eingesackt,
Achtzehnhundertsiebzigsechs
Warst du auch schon unterwegs,
Was erwähnenswert ich find,
Weil wir — gleichen Alters sind.
Bist gesund, rotbraun gebrannt,
Altern ist dir schon unbekannt;
Wer so in die Zukunft schaut,
Fühlt sich nicht — als abgebaut!

Franz Fritz

Das Oachkatzl

Auf der schummrigen Anlagenbank zwischen Baum und Strauch belehrt der junge Ehemann mit der blitzenden Brille seine Gattin in einer recht einseitigen Unterhaltung in Fragen der Kindererziehung. „Hörst du, Lydia, du mußt unserem Kind die Neugierde abgewöhnen, das ist sehr wichtig, du mußt es auch zu einer dialektfreien Aussprache erziehen!“ fordert der pädagogische Papa.

Die schlanke Frau lächelt und schweigt. Lächelt vielschweigend, als plötzlich von einer Fichte ein brauner Schatten herabgleitet. Die kleine Irmi, das Töchterchen, augenblicklich das Objekt der Erziehung zur Abgewöhnung der Neugierde und für dialektfreie Aussprache, kreischt mit unsagbarem Vergnügen: „Ui, a Oachkatzl!“

„Eichhörnchen oder meinetwegen Eichkätzchen!“ bemerkt der gescheite Papa.

Den kleinen Hund, der es jetzt anklafft, beachtet es kaum und läßt sich beim Benagen von etwas Zugeworfenem nicht stören. Ein solcher Lärmmacher ist nicht gefährlich. Und richtig: Als der brave Fipsi sich dem absonderlichen, knabbernden, braunroten Teufelsvieh mit der aufrechten Haltung und dem buschigen Schweif nähert — da wendet sich der Hund mit Grausen. Und tut noch lange so, als hätte er einen kalten Frosch verschluckt.

Der Ehemann mit der gelehrten Brille und den pädagogischen Grundsätzen versucht nun, sein Töchterchen von der Tierbeschau zurückzuholen. „Da gehst du jetzt her, Irmi!“ Aber da stößt das Kind derart durchdringende Schreie des Wehklagens und der Widerborstigkeit aus, daß es der gescheite Papa schon mit Rücksicht auf den aufwallenden Volkszorn ringsum für geraten hält, das Mädel bei dem geliebten Eichhörnchen zu lassen.

„Daamischer Ritter, daamischer!“ knurrt ein sehr robuster Mann, der wie ein Schenkkelner mit — noch nicht — aufgekrempelten Hemdärmeln und mächtigem Bizeps aussieht, und er meint mit dem „Ritter“ den Vater und Erzieher. Robuste Männer sind einem Tieridyll gegenüber oft zart besaitet und könnten einen Menschen, der es stört, an Ort und Stelle erwürgen.

Dem „Oachkatzl“, das der Familie der „Sciuredae“ zugehört, wie der zoologische Ehegatte auf der Bank vorhin erläutert hatte, ist jedoch die Lust an der Gratisvorstellung genommen. Es springt die Fichte hinauf und steuert mit dem buschigen Schweif immer noch ganz geschickt zu einer Buche hinüber. Und das kleine Mädel, das dialektfrei aussprechen soll, schreit lockend-wehmütig: „Oachkatzl, geh wieder obi!“

Dieses Bild bringt das hübsche Fräulein in Blau, das auf der Nebenbank sitzt, auf den

Gedanken, seine neue, fesche Sonntagnachmittag-Bekanntschaft einer sprachlichen Mutprobe zu unterziehen. Ob der Herr „Oachkatzlschwoaf“ sagen kann? Und um des Fräuleins in Blau willen beißt der junge Rheinländer nun schon eine halbe Stunde in das saure Wort „Oachkatzlschwoaf“. Es klingt für ihn hindostanisch oder suahelisch. Aber er bricht die sprachliche Knacknuß auf, und wenn das Oachkatzl später vom Baum auf eine gewisse schummrige Anlagenbank herunterrägt, kann es sich unschwer überzeugen, daß der unternehmungslustige Wuppertaler mit Hilfe einer Probe aus „1000 Worte Bayrisch“ bei dem Mädel in Blau bereits einen beachtlichen Umfangserfolg errungen hat. Er nennt „sie“ schon Annemarie, kennt ihre Schuhnummer und ihren Filmstar und weiß um ihre unverstandene Frauenseele.

Alois Hahn

Mitteilungsecke

Markt am Inn. — Kreisrat und Altbürgermeister von Markt am Inn Karl Beck sen., geborener Münchner und seit 46 Jahren mit der Marktgemeinde verwachsen, ist ein „Siebziger“ geworden. Dem großen, schlanken Mann sieht man das Alter nicht an; er bewegt sich mit erstaunlicher Jugendfrische. Neben seiner vielfältigen Tätigkeit in der Wirtschaft, im öffentlichen Leben und in der Politik hat er für die Heimat-Pflege und Forschung stets einen aufgeschlossenen Sinn bewiesen. Schon im Jahre 1924 errichtete er — zunächst aus Raummangel auf dem Dachboden des Schulhauses — ein kleines Heimatmuseum. Unvergessen bleiben seine Verdienste um die Gestaltung eines achtstägigen Festes mit großem historischem Festzug anlässlich der 500-Jahr-Feier der Marktgemeinde im Jahre 1925. Seit diesem Jahr führt er auch bis auf den heutigen Tag den jährlich stattfindenden Georgi-Umritt mit einbezogenem Schiffertanz an. Wo immer im Inn-Salzaachgau ein Trachtenfest stattfindet, taucht Karl Beck auf und erfreut die Teilnehmer durch sein zuvorkommendes, bescheidenes Wesen und seinen trefflichen Humor. Dem prächtigen, heimatverwurzelten Altbayern mögen noch viele Jahre fruchtbarer Tätigkeit im Sinne der Heimatpflege und -forschung unter dem weiß-blauen Himmel beschieden sein.

-hck-

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Bräbler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Albing und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1957

August

Nummer 8

Zur ältesten Geschichte Wasserburgs

Von Franz Tyroller

Jene bekannte, gefälschte Urkunde von angeblich 1087, in der die Mönche von Attel die Gründung und die frühesten Schicksale ihres Klosters darstellten, wurde 1937/38 trotzdem mit Recht zum Anlaß genommen, die 800-Jahr-Feier des Bestehens der Stadt Wasserburg zu begehen. Wenn man nämlich annimmt, daß der Schreiber des sonst freilich sehr sorgfältig ausgeführten Schriftstückes 1137 statt 1087 schreiben wollte, so kommt man mitten in die Lebenszeit des Klostergründers Engelbert (urk. seit etwa 1110, gest. 1161), der nach der sonst glaubwürdigen Darstellung des Atteler Fälschers seinen Wohnsitz von der Lintpurc nach Wasserburg verlegte, um für die Zukunft das Kloster Attel nicht weiter zu beengen. Die Zeugen dieser Handlung, das sei nur beiläufig bemerkt, verweisen sie wohl in den Herbst 1147, also kurz nach dem Beginn des zweiten Kreuzzuges. Mit diesem Schritt Engelberts war Wasserburg statt Attel-Lintpurc der Mittelpunkt seines gräflichen Gewaltbezirkes geworden.

Die Erwähnung zum Jahre 1137, wenn man sich mit dieser Jahrzahl abfinden will, ist nicht die früheste, deren sich Wasserburg erfreut. Diese selbst findet sich im Traditions-kodex von St. Emmeram in Regensburg, wo 1085/88 ein Edelfreier Dietrich von Wazzerburch als Schenker einer Leibeigenen an dieses Kloster erscheint; derselbe (Dietrich de Wazirpurch) kommt nicht viel später, 1091/98, auch in der Freisinger Tradition vor. Zu Ranshofen 1108 bei Herzog Welf II. wird auch ein Otto von W. (Wazzirburch) genannt, der nach dem Dießener Nekrolog bald darauf

1108/09 bei Jedesheim im Schwäbischen gefallen ist. Wasserburg wurde also nicht erst von Engelbert gegründet, sondern bestand vielleicht als einfache Befestigungsanlage zur Beherrschung der Innschiffahrt schon lange vorher. Es wäre also Alois Elsen beizupflichten, der das Entstehen des auf alten Bildern noch sichtbaren massiven Wehrturms, des ältesten Bestandteils des Schlosses Wasserburg, in eine recht frühe Zeit verlegt.

Dem geschichtskundigen Leser der oben erwähnten Atteler Urkunde fällt die Behauptung auf, das Kloster Attel sei in alter Zeit von den Fürsten von Dießen gegründet und reich ausgestattet, nachher freilich durch böse Menschen, besonders durch einen gewissen Friedrich Rocke äußerst geschmälert worden. Wie sollen denn, so fragt man sich, die Dießener, zu denen ja auch die berühmten Andechser gehörten, hierher gekommen sein? Aber die Forschung hat, allerdings erst nach dem bekannten Bearbeiter der Andechser Genealogie, Edmund von Oefele (1879), den zuverlässigen genealogischen und sachlichen Zusammenhang zwischen den Grafen von Dießen und den Grafen von Wasserburg hergestellt. Engelbert war der Sohn des wohl 1102 verstorbenen Grafen Gebhard von Dießen und der Richardis, der Tochter des Grafen Engelbert (von Spanheim) in Kärnten († 1096). Gebhards älterer Bruder war Friedrich Rocke, der als Gatte der Welfin Kuniza ebenfalls früh, aber ohne Nachkommen starb; Dietrich und Otto von Wasserburg waren jüngere Brüder Gebhards. Der Vater all dieser Geschwister war der um 1095 verstorbene

Graf Arnulf von Dießen, der wie Engelbert auch Hallgraf war, ein durch die Gunst des mit seiner Frau (Adelheid) verwandten Kaisers Heinrich IV. im Investiturstreit sehr mächtiger Gewalthaber in Bayern. Arnulf selbst wurde nach dem Dießener Nekrolog in Attel begraben. Die Fälschung der Atteler Mönche wird auch aus dem Umstand offenkundig, daß sie Engelbert, der doch ein Neffe des Friedrich Rocke war, diesen einen bösen Mann nennen lassen. Arnulfs Vater war Graf Friedrich II. von Dießen, der Domvogt von Regensburg und Graf in der Erdinger Gegend war, sich aber gegen Ende seines Lebens (um 1075) in das Kloster St. Blasien im Schwarzwald zurückzog. Er hat vermutlich durch Heirat die Hallgrafschaft, die kleine, aber wegen der Salzgewinnung und der damit zusammenhängenden Prozesse sehr einträgliche Grafschaft zu Reichenhall erworben. Sein Vater war Graf Friedrich I. von der Grafschaft an der oberen Isar, der zuerst 1003 vorkommt und durch seinen Vater Berthold mit dem liutpoldingischen Pfalzgrafen Arnulf († 954), einem Sohne des Herzogs Arnulf († 937), zusammenhängt.

Von wann ab ist nun dieses Geschlecht in der Gegend von Wasserburg erschienen? Von Wichtigkeit ist hier vor allem die Feststellung, daß das Herrschaftsgebiet der Dießener am Inn, die spätere Grafschaft Wasserburg, sich zu beiden Seiten des Inns erstreckt, über eine Gegend also, die kirchlich von den Anfängen an geteilt war zwischen den Diözesen Freising links des Stromes und Salzburg rechts davon und auch weltlich allem Anschein nach ursprünglich nicht einheitlich war, da die Grafschaft um den Ebersberger Forst (Grafschaft Ebersberg) sich offenbar bis an den Inn erstreckte, während auf der rechten Innseite noch in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts die Grafschaft, d. i. die hohe Gerichtsbarkeit, in den Händen eines den Ebersbergern fremden Geschlechts, nämlich der Aribonen, lag. Die Grafschaft Wasserburg, die, wie heute der Landkreis, links des Inns nur einen schmalen Geländestreifen umfaßte, auf dem rechten Ufer jedoch über Kling hinaus weiter in das Land hineingriff, mußte also ein politisches Gebilde sein, das erst später entstand. Die Meinung Elsens, die älteste Burganlage von Wasserburg sei eine alte Gauburg gewesen, ist darnach unhaltbar. In der Gründungsurkunde des benachbarten Klosters Rott, die allerdings auch eine Fälschung, doch auf richtiger sachlicher Grundlage ist, und die Verhältnisse beim Tode des Gründers, des Pfalzgrafen Kuno, um 1085 im Auge hat, wird Rott als in der Grafschaft des (Dießeners) Arnulf gelegen bezeichnet. Arnulf war freilich damals auch Graf um Ebersberg, aber trotzdem darf man annehmen, daß der besondere Gewaltbezirk um Attel und Wasserburg damals schon bestand. Aber er ist schon früher nachweisbar. Im Jahr 1027

lag der Forst Hesilinesstuda (rechts des Inns bei Gars) in der Grafschaft des Friedrich; um 1020 ist der Graf Friedrich erster Zeuge eines Tauschgeschäftes zwischen Erzbischof Hartwich von Salzburg und den (sieghardingischen) Brüdern Graf Sieghard und Friedrich (Graf Friedrich war nämlich der Schwiegervater des Grafen Sieghard); zwischen 1010 und 1020 wird ein Gut zu Weiher (Gemeinde Schonstett) nach St. Emmeram (für dessen Besitz zu Vogtareuth) gegeben, wobei als Spitzenzeugen tätig sind Graf Friedrich und Graf Dietrich. Der erste und der letzte von diesen drei Belegen beweisen, daß die Grafschaft rechts des Inns bei Wasserburg zwischen 1010/20 und 1027 in der Hand eines Grafen Friedrich war, desselben, der im zweiten Beleg vorkommt; es ist aber dies kein anderer als der von den Liutpoldingern abstammende Graf Friedrich I., dessen Söhne als Erben des hl. Rasso sich zuerst nach Dießen benannten. Was wir vom rechten Innufer auf Grund von Urkunden sicher erfahren, dürfen wir bezüglich des linken Ufers, auf dem Attel und Wasserburg liegen, getrost annehmen. Die später so genannte Grafschaft Wasserburg war also bald nach 1010 schon vorhanden.

Auch der Anlaß zu dieser Neubildung läßt sich auffinden. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß um die fragliche Zeit zwei bedeutende Grafen der Gegend aus dem öffentlichen Leben nicht durch den Tod, sondern durch eine zunächst noch rätselhafte Ursache ausscheiden. Auf dem linken Innufer ist es Graf Ulrich von Ebersberg († 1029), an dessen Stelle schon 1011 sein Sohn Eberhard II. erscheint, auf dem rechten Ufer der Aribone Pfalzgraf Aribo, der 1020 noch lebte, aber ebenfalls schon 1011 seinen Sohn Chadaloh zum Nachfolger hatte. Nun sind dies aber die Vertreter jener Geschlechter, denen die Gegend von Wasserburg auf beiden Seiten des Inns bisher untertan war. Es handelt sich also um eine mit Gebietsverlust verbundene Maßregelung zweier Grafen, die mit einem wichtigen politischen Ereignis der bayerischen Geschichte zusammenhängen muß. Es war das der Aufstand des Herzogs Heinrich V. von Bayern, eines Bruders der Kaiserin Kunigunde, gegen den damaligen König Heinrich II. den Heiligen 1009, der rasch unterdrückt werden konnte und die Absetzung des Herzogs zur Folge hatte. Diese wird von der zeitgenössischen Geschichtsschreibung erwähnt, nicht aber, in welchem Umfang sich die bayerischen Großen dabei ihrem Herzog anschlossen. Die Durchforschung der Urkunden gibt also Aufschluß darüber bezüglich der Gegend am Inn und zeigt die Belohnung eines königstreuen Grafen, eben jenes Friedrich von der Grafschaft an der oberen Isar, der übrigens wie sein vermutlicher Bruder Dietrich als Liutpolding mit Heinrich II. blutsverwandt war und auch über seine

Die Hammer- und Messerschmieden

Von Lorenz Strobl

„Gebts Wein her, gebts Bier her
und Hollerbeerschnaps,
Hollerbeerschnaps, Hollerbeerschnaps,
Bei uns, da gehts hoch her
Und bei uns gibts nix knapps. —
Was is dös für a lumpige Herbergswirtschaft,
Herbergswirtschaft, Herbergswirtschaft,
Haun ma d' Stühl zamm, haun ma
Bänk zamm,
Haun ma all's zamm mit Kraft. —
Drum Hammerschmied, Hammerschmied,
hammerts nur zua,
Hammerts nur zua, hammerts nur zua,
Und wann ma gnua ghammert habn,
Gebn ma a Ruah, gebn ma a Ruah.“

Das waren keine leinernen (weichen) Brüder, die Hammerschmiedgesellen, und wo die mit ihren Fäusten hinlangten, wuchs für eine Zeit kein Hälmchen mehr. Auf diese Weise machten sie ihrem Schutzpatron, dem St. Leonhard, wenig Ehre, den sie sich wohl nur auserkoren hatten, weil er geschmiedete Ketten trug.

Überall im ganzen Bayernland und darüber hinaus gab es früher Hammerschmieden. Ein Bach wurde gestaut, in das hölzerne Triebwerk gespannt, das die schweren Hämmer auf und ab bewegte, von denen die mächtigeren über fünf Zentner schwer waren. Auf dem Amboß wurden dann die Hufeisen, Nägel, Hacken, Pflug- und Strohmesser, Gabeln, Ketten, Eggenzinken und anderes landwirtschaftliches Gerät angefertigt. Dies geschah natürlich nicht in einem Arbeitsgang. Wiederholt mußte das Eisenstück in der Esse angeglüht und von den rauchgeschwärzten Gesellen mit dem schweren Vorschlaghammer nach- und mitgeholfen werden. Ein kleineres Wasserrad trieb den Blasebalg an der Esse.

lothringische Mutter Heinrichs Gattin Kunigunde verwandtschaftlich nahestand. Die eindringendere Forschung läßt also die frühesten Grundlagen des geschichtlichen Lebens von Wasserburg erkennen. Denn was man sonst über den bekannten Warmund, den Schenker von Vogtareuth an St. Emmeram, als angeblichen Grafen von Wasserburg gefabelt hat, wurde schon von Prof. Kirmayer in dieser Zeitschrift richtiggestellt. (S. Heimat am Inn 1954, Nummer 8).

Literatur:

- a) „Die Ältere Genealogie der Andechser“ von Franz Tyroller, München, 1952.
- b) Oberbayerisches Archiv, 80. Band (1955), Seite 59.

Zu Kriegszeiten wurden in den Hammerschmieden natürlich auch Säbel Lanzen, Streitäxte, Morgensterne und andere Hieb- und Stichwaffen aus dem Feuer geholt.

Besondere Berühmtheit erlangten wegen ihrer Kunstfertigkeit die Messerschmieden, die meistens den Hammerschmieden angegliedert waren. In manchen Bauernhäusern finden wir noch heute im Glaskasten in der „Künikammer“ (Königskammer, die schönste vom Hof) die vierteiligen Eßbestecke in einer silberbeschlagenen, oft auch mit Perlmutter eingelegten Hirschhornscheide.

Alle Sonn- und Feiertage oder wenn er nach auswärts ging, trug der Bauer sein Besteck im Messersack, der bei den kurzen Janekern der damaligen Mode gut sichtbar war. Schon am Besteck war der Bauer vom Häusler (kleines Haus) zu unterscheiden.

Das Besteck bestand aus zwei Gabeln mit je zwei Zinken, die in mühsamer Arbeit ausgefeilt wurden, einem Messer und einem Streicher zum Schärfen des Messers. Der Streicher konnte abgeschraubt werden, war hohl und in demselben befand sich nochmals ein federnder Gabelzinken als „Zahnstörer“ (Zahnstocher). Ein silbergefaßtes Besteck kostete 20 bis 25 Gulden; die bleigefasteten waren billiger.

Die Bäuerinnen trugen im Mieder einen silbernen Löffel und ein ähnliches, etwas kürzeres Besteck. Gabel und Streicher ließen sich herausnehmen. Das Messer konnte aus dem Griff aufgeklappt werden und war damit ein Vorläufer der heutigen Schnackl-, Klapp- oder Taschenmesser. In den Messerschmieden wurden aber auch bäuerliche Schmuckgegenstände hergestellt: silberne Ringe, Uhrketten mit Rösseln und gefaßten Eberzähnen und Hirschgraneln, ziselierte Mantelschließen, Halsmauschen in Goldfiligran, goldene und silberne Riegelhauben, Haarstecker, Brustnadeln, silberbeschlagene Holzpfeifen und Pfeifenröhr. In den Messerschmieden war das bäuerliche Kunsthandwerk zu Hause, das den heutigen Kunstschaffenden viele wertvolle Vorbilder hinterlassen hat. Ganz selten finden wir noch eine Hammerschmiede in Betrieb. In Stollnkirchen bei Schwindkirchen, im Landkreis Mühldorf (Obb.), fertigt der Schmiedemeister Herr Obermeier in seiner Hammerschmiede, welche die kleine Goldach treibt, Schaufeln, Pickel, Spaten, Beile, Aexete, Kreuzhauen und Stahlgabeln an. Die Geräte werden gelobt, sind begehrt, aber die Industrieerzeugnisse sind billiger und verdammen damit wohl recht bald die letzten Hammerschmieden zu Rast und Ruh.

Jubilar Spatz

Unser ganz gewöhnlicher, oft verachteter und doch so netter Dreckspatz, der Lausbub unter den Vögeln, hat heuer ein Jubiläum. Es sind gerade hundert Jahre her, daß man sich mit diesem Vogelgassenjungen ganz offiziell nicht geringe Mühe machte. Der Beweggrund dazu war — man sollte es nicht glauben — ganz schlicht gesagt, Liebe zum frechen Tschilp-tschalp. Europäische Einwanderer in Nordamerika waren betrübt darüber, daß es den menschenfreundlichsten Vogel, den altvertrauten Sperling, in ihrer neuen Heimat nicht gab. Es bildete sich deswegen 1857 eigens eine Kommission zur Einführung des Spatzen. Bald darauf bezogen zahlreiche Städte und Dörfer in den Staaten Haussperlinge direkt aus Europa. 1857 ist also das Jahr, da die ersten „Sperlings-Pioniere“ nordamerikanische „Luft beflogen“. Die Amerikaner erließen sogar strenge Gesetze zum Schutze dieser gefiederten Emigranten. Doch das änderte sich bald. Die ausgesetzten Sperlinge gediehen derart und vermehrten sich mit solch unglaublicher Fruchtbarkeit, daß man nach gar nicht langer Zeit Prämien auf Spatenköpfe aussetzte. Während das Spatzenvolk bis 1875 nur 500 englische Quadratmeilen in den USA mit Beschlag belegt hatte, waren es 1886 schon 500 000 Quadratmeilen. Es entspann sich ein großer Streit darüber, ob die Einführung der Spatzen von Vorteil oder Nachteil für die Vereinigten Staaten gewesen sei. Die Mehrzahl der Urteile war nicht günstig für unseren Schilper. Der Vernichtungskrieg begann. Doch was scherte sich der Spatz darum. Nun war er einmal hier und da behauptete er sich auch. Heute sind die Spatzen über ganz Nordamerika verbreitet. Vernichtungs- und Ausrottplänen setzten sie ihre Fruchtbarkeit und Schlauheit als Waffe entgegen. Vertilgt man die Spatzenbrut, so können die Sperlinge anscheinend unermüdlich neue Kinder kriegen. Eine Sperlingsfrau, der man die Eier regelmäßig wegnahm, legte in kurzen Zeitabständen 49 Stück. Nicht selten, daß Herr und Frau Spatz acht Tage nach dem Ausfliegen der Jungen schon wieder zu einem nächsten Geheck Anstalten treffen. Vier Bruten in der Saison, jede mit fünf bis sechs Sprößlingen, ist eine Leistung, die Mama Spatz alle Ehre macht. Nach Schluß der Brutperiode sieht sie aber auch geradezu bejammernswert aus. Das ganze Gefieder unscheinbar und bestoßen, als sei es von Mäusen benagt worden; am Bauch eine kahle Stelle, an der die Federn völlig verschwunden sind, den sogenannten „Brutfleck“. Als Verwandter der afrikanischen Webervögel baut unser Haussperling übrigens hin und wieder auch freistehende Nester auf Bäumen. Diese haben dann eine runde Form und sind oben ge-

schlossen. Wie bei den Webervögeln sind die Sperlingswohnungen dann auch kolonienweise angelegt. Es stehen zahlreiche Nester beieinander auf ein und demselben Baum. Was den Mut und die Schlauheit des frechen kleinen Spatz angeht, wird viel Erstaunliches berichtet. So erzählt Turgenjew ergriffen von der Heldenmütigkeit eines Sperlings, der sich, um sein Kind zu retten, das aus dem Nest gefallen war, dem Jagdhund des Dichters in Todesverachtung wiederholt entgegenwarf. Sperlinge, auf die öfter geschossen wird, kennen den Schützen bald genau und die Schar stürzt mit Warnrufen davon, wenn er nur auftaucht, ob mit oder ohne Flinte, oder auch in anderer Kleidung. An den Örtlichkeiten, wo sie öfter verfolgt werden, lassen sie in kurzer Zeit ganz besondere Vorsicht walten. Auch ist es ja eine alte Erfahrung, daß weit eher alle anderen Singvögel in Fallen gehen, als gerade die Spatzen. Unseren grauen Freund aufzuziehen und zu halten ist gar nicht leicht. Es gibt viele seltenere Vögel, bei denen das einfachere ist. Der berühmte Vogelforscher v. Lucanus aber sagt, daß ein jung aufgezogener Sperling wegen seiner Intelligenz und seiner Gelehrigkeit ein äußerst anziehender Stubengenosse sei. Fast nie geht der Spatz über das Weichbild der Städte und Dörfer hinaus. Auch gibt es abgelegene Weiler und Ortschaften, die er meidet. So gibt es diesen „Hansdampf in allen Gassen“ unter den Vögeln in Sachrang-Hainbach im Oriental beispielsweise nicht. Etwa zwei Kilometer talauswärts in Aschau-Bach kommt er vor und hinten im Dorf Sachrang auch. Aber dazwischen, in Hainbach, wurde er noch nicht gesehen. Man nimmt an, daß der Spatz überhaupt noch gar nicht solange bei uns in Deutschland ist und daß die Germanen ihn nur wenig gekannt haben dürften. Das seltsamste Denkmal, das Berlin gewiß je hatte, war ein Sperlingsdenkmal am Nordring-Bahnhof. Es bestand aus einer Sandsteinpyramide von 50 cm Höhe mit einer kleinen Eiche. Auf dem Stein war eingemeißelt: „Hier ruht Kube, geboren am 30. April 1892, gestorben am 30. Oktober 1898“. Kube war ein zahmer Sperling, der sich von jedem uniformierten Bahnbeamten in die Hand nehmen und füttern ließ. Nachts schlief er über dem Fenster des Warteraumes. Tagsüber hielt er sich in den Büros und auf den Bahnanlagen auf. Eines Tages wurde er von einer Lokomotive angefahren und starb. Eine Abordnung der Bahnangestellten setzte ihn bei und stiftete ihrem kleinen Freund auch das Denkmal.

Wenn wir auch über unseren häufigsten Singvogel, den Sperling, viel weniger wissen, als über Amsel, Drossel, Fink und Star, so ließe sich doch noch manches Außergewöhnliche erzählen vom Jubilar Spatz. Wird der Aufsatz aber zu lang, dann nimmt ihn die Redaktion wegen Platzmangel nicht an. Deswegen will ich lieber schließen, Th.

Schloß Hartmannsberg am Langbürgener See

Von August Sieghardt, Grassau (Chiemgau)

Im April 1957 las man in der Presse, daß das Schloß Hartmannsberg bei Endorf seinen Besitzer gewechselt hat; es ging mit dem Schloßsee und dem Kesselsee an die Firma Kugel-Fischer, Schweinfurt am Main, über, die es als Erholungsheim für ihre Belegschaft verwenden wird. Dieses Schloß liegt nur vier Kilometer von Endorf entfernt, in einer Moränenlandschaft, die ihren Charakter durch eine Anzahl kleinerer und größerer Seen erhält. Sie sind nicht so bekannt wie der Sims-

nen Inseln des Langbürgener Sees standen vor Jahrhunderten zwei Burgen, die Schiechlburg und die Zinneburg. Von ihnen ist nichts mehr zu sehen. Ein stattliches Schloß erhebt sich aber heute noch auf der erwähnten Landzunge zwischen dem Langbürgener See und dem Schloßsee: das Schloß Hartmannsberg inmitten des gleichnamigen Dorfes an der Autostraße.

Wer von Rimsting über Stetten am Ostrand des Langbürgener Sees nach Schloß Hart-



see oder gar der nahe Chiemsee, dessen urzeitliche Ausdehnung nach dieser Seite durch die rotbraunen Moore noch heute deutlich sichtbar wird. Hier sind wir im Gebiet der idyllischen Chiemgäuer Waldseen, deren man im Umkreis von zwei Stunden ein halbes Dutzend zählt, wobei die kleineren von ihnen nicht mit eingerechnet sind. Der bedeutendste von ihnen ist der 262 Tagwerk große Langbürgener See bei dem Weiler Langbürgen. Man erreicht ihn, von der Bahnstation Rimsting nordwärts gehend, über den Weiler Stetten, der ebenfalls seinen See hat, in einer halben Stunde. Eine schmale Landzunge trennt ihn im Norden von dem 41 Tagwerk großen Schloßsee. Dann gibt es in diesem Bereich noch einen Hartsee, einen Thalersee und einen Pelhamer See. Bevor die jetzige Bundesstraße Rosenheim—Traunstein hier vorbeigeführt wurde (1774), war der Schloßsee mit dem Langbürgener See durch eine Brücke verbunden. Auf den beiden klei-

mannsberg wandert, erlebt ein Naturschauspiel, wie es in dieser Großartigkeit in der altbayerischen Voralpenlandschaft selten genossen werden kann. Auf der Hochfläche von Westerhausen und Schlicht, inmitten grüner Wiesen und üppiger Felder, hat man nämlich einen überwältigenden Blick auf die Alpen, angefangen vom Untersberg bei Salzburg bis zu den Bergen um Schliersee. Mehr als zwei Dutzend bekannter Berggipfel liegen in Schönheit vor dem Beschauer.

Das Schloß Hartmannsberg empfängt uns nicht als altertümlicher Bau mit verblichenen efeuunkrankten Mauern, verwitterten Toren und Türmen, sondern als ein vornehm und gepflegt aussehender, zinnengekrönter Herrschaftssitz mit sauberen Außenseiten und rotem Ziegeldach, mit grüngestrichenen Fensterläden und einem hohen schlanken Barocktürmchen, das über der nach Osten angebauten Schloßkapelle aufragt. Hohe Baumgruppen und ein großer Garten umschließen den

Schloßbereich. Neben dem Gotteshaus liegt der stattliche Gutshof. Im Norden breiten sich die stillen Wasser des kleinen Schloßsees aus, auf den das durch Bombenabwurf seines Turmes beraubt gewesene gotische Kirchlein von Stephanskirchen herabschaut. Einen langgestreckten rechteckigen Flügel mit zwei Geschossen, der an der Westseite einen vorspringenden Anbau hat, stellt dieses Schloß dar. Kunstvoll geschmiedete kraftvolle Eisentore mit der Jahreszahl 1937 und den Buchstaben J. T. verschließen die Eingänge zum Schloßgarten.

Der Betrachter dieses Schloßbaues erkennt ohne Mühe, daß dieses Schloß Hartmannsberg seinem Ursprung nach eine Wasserburg gewesen ist. Die Wasserburg „Hadamarsberg“ („Hadamarsburg“) wird mit der schon genannten Zinneburg auf der Insel im Langbürgener See in Verbindung gebracht. Als Erbauer der ersten Wasserburanlage gelten die Chiemgaugrafen der Aribonen, von denen ein Hadumar bereits im 8. Jahrhundert als Zeuge bei einer Schenkung Herzog Tassilos auftritt. Er soll angeblich der Gründer der Burganlage gewesen sein. Nach den Aribonen hausten die dynastischen Grafen von Falkenstein-Neuburg (auf Burg Falkenstein im Inntal und auf Schloß Neuburg a. d. Mangfall) auf der Veste Hadamarsberg, die in der Fehde des bayerischen Herzogs Otto d. Erlauchten gegen den Grafen Konrad von Wasserburg im Jahre 1247 zerstört wurde. Bis zum Jahre 1394 waren dann die bayerischen Herzöge Besitzer der Herrschaft Hadamarsberg. In diesem Jahr verkaufte Herzog Stephan von Oberbayern zu Wasserburg die Burg Hadamarsberg an den Ritter Otto von Pienzenau, den Sproß eines aus Pienzenau bei Miesbach stammenden Adelsgeschlechtes, und zwar mit dem Burgstall Schiechlbürg und allen Zugehörungen. Zu letzteren gehörten auch die Vogtei über Herrenchiemsee und das Fischrecht im Chiemsee.

Die Herren von Pienzenau, die rund 750 Jahre im bayerischen Oberland sesshaft waren und hier unzählige Besitzungen, Burgen, Schlösser, Dörfer, Güter und Ländereien ihr Eigen nannten, zählten zu den reichsten und angesehensten Edelfamilien Altbayerns, und ihrem Wappen, drei Eidottern, kann man heute noch in zahlreichen Kirchen begegnen. Sie waren Ministeriale (Dienstmannen), also Lehensleute der Grafen von Falkenstein-Neuburg und teilten sich 1431 in fünf Hauptlinien, die zu Hartmannsberg, Zinneberg bei Glonn, Wildenholzen bei Grafing, Katzbach bei Rott am Inn und Kernath bei Jettingen in Schwaben. Urkundlich erscheint dieses Geschlecht erstmals in einer Tegernseer Klosterurkunde vom Jahre 1096. Hans von Pienzenau war im Jahre 1504 als wittelsbachischer Schloßhauptmann der tapfere Verteidiger von Stadt und Festung Kufstein gegen Kaiser Maximilian I., was ihm allerdings den Kopf

kostete; vorher saß er als Pfleger auf Schloß Trostberg (Alz). Am 17. August 1800 ist der letzte männliche Sproß der Pienzenauer, Baptist Nikolaus Freiherr von Pienzenau auf Zinneberg, gestorben. Seine jüngste Schwester Karoline von Pienzenau heiratete 1801 den Reichsgrafen Karl August von Yrsch, der 1846 starb. Der 1808 geborene Sohn Graf Sigmund von Yrsch erhielt 1839 die königliche Erlaubnis, sich und seine Nachkommen als „Grafen von Yrsch-Pienzenau“ zu nennen und das Pienzenauer Wappen mit dem Wappen derer von Yrsch zu vereinigen. So blieb der Rittername Pienzenau erhalten bis auf den heutigen Tag.

368 Jahre hausten die Herren von Pienzenau auf Schloß Hartmannsberg, von 1394 bis 1764. Unter ihnen hat das Schloß am Langbürgener See seine Glanzzeit erlebt. Im Jahre 1709 unterzogen die Pienzenauer die alte Wasserburg einem großzügigen Umbau, der fast einem Neubau gleichkam, und machten aus dem mittelalterlichen Rittersitz ein bequemes vornehmes Schloß mit zwei Flügeln. Als Franz de Paula von Pienzenau 1764 starb und nach ihm bald sein einziges Söhnchen, da war die Hartmannsberger Linie der Pienzenauer erloschen. Das Schloßgut erbe des Genannten Mutter, die Reichsgräfin Maria Theresia von Sazenhofen, die drei Jahre später den Grafen Valentin Hörl ehelichte und ihm diesen Besitz zubrachte. Als dieser 1804 mit Tod abging und sein vom Heer desertierter Sohn Max keinerlei Erbansprüche erhob verfiel das Schloßgut Hartmannsberg wegen Überschuldung der Zwangsverwaltung. Im Jahre 1816 zog ein Freiherr von Cronegg, als Erbberechtigter, als Schloßherr ein, er war der Schwiegersohn des Grafen von Hörl. Aber auch er kam in Hartmannsberg auf keinen grünen Zweig, denn im Jahre 1824 wurde über den Schloßbesitz die Gant verhängt, die bis zum Jahre 1839 anhielt. Da erschien als neuer Schloßherr auf Hartmannsberg Freiherr Maximilian von Crailsheim vom benachbarten Schloß Amereing. Dieser ersteigerte den ganzen Besitz, nicht aber, um in Hartmannsberg als Schloßherr zu wohnen, sondern aus anderen Gründen; die Wälder, Seen und Moose, die zum Gut gehörten, behielt er für sich, das Schloß selbst und etliche Grundstücke veräußerte er an Private. Das Schloß ging in die Hände der Wirtswitwe Beer von Hemhof über, die aus dem adeligen Sitz ein ländliches Wirtshaus machte, eine Eigenschaft, die dem Schloß Hartmannsberg bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts verblieb.

In den folgenden Jahrzehnten wechselten die bürgerlichen Besitzer von Schloß Hartmannsberg in rascher Folge. Im Jahre 1937 erwarb es der durch seine Monumentalplastiken im Dritten Reich bekanntgewordene Bildhauer Josef Thorak.

Franz Xaver Staudingers Lebenswerk

Von Otto Kögl, Rosenheim

Am 20. Januar 1954 starb in Rosenheim Berufsschuldirektor Franz Xaver Staudinger. Derselbe wurde am 3. Dezember 1867 in Kraiburg geboren, absolvierte 1886 das Lehrerseminar Freising und war an verschiedenen oberbayerischen Schulorten wie Kolbermoor, Neubeuern, Wiessee und Rosenheim verwendet. Zum Zwecke seiner weiteren Ausbildung nahm Staudinger bis zum Jahre 1919 an nicht weniger als 13 Sonderkursen und Prüfungen teil. Nach dieser gründlichen Vorbereitung und nachdem er bereits mehrere Jahre nebenamtlich an der gewerblichen Fortbildungsschule tätig war, trat er am 19. November 1919 in den Dienst dieser Schule über. Später zum Gewerbeoberlehrer befördert, wurde er gemäß Stadtratsbeschuß vom 11. März 1925 zum Direktor der Fortbildungsschule, der Vorgängerin der heutigen Berufsschule, ernannt. Wie im Verwaltungsbericht 1925 eigens erwähnt wurde, zählte damals die Berufsschule Rosenheim zu den besten Bayerns. Anlässlich seines 85. Geburtstages am 3. Dezember 1952 ehrte ihn die Stadt mit einer Glückwunschadresse.

Bereits ab 1. Juli 1881, als Staudinger in Neubeuern tätig war, sammelte er Notizen über wichtige Tagesereignisse, die er mit Beginn seiner Ruhestandsversetzung in einem Hefte niederlegte. Er setzte diese Arbeit fort und beendete sie erst am 3. Dezember 1946, seinem 80. Geburts- und Namenstage.

Das Sammelwerk umfaßt auf 250 Seiten 1665 handschriftliche Einträge; es ist nach Sachgebieten geordnet und mit einem Verzeichnis versehen. Es berührt alle Gebiete des Lebens, der Natur und des Weltraumes. Wir finden darin Aufzeichnungen über Land- und Volkswirtschaft, Staat und Politik, Kirche und Religion, Natur- und Himmelskunde, Handel und Verkehr sowie Sentenzen und allgemeine Wahrheiten. Uns interessiert vor allem das Kapitel über Vaterlandsgeschichte und Heimatkunde. Aufzeichnungen, Zeitungsausschnitte und Bilder geben Kenntnis von den Salzsäumern, der Innschiffahrt, dem heimischen Verkehrswesen, dem Gewerbeleben, der Ortsnamenkunde und dergleichen mehr. Wir erfahren außerdem von den Kriegsergebnissen, unter denen Rosenheim zu leiden hatte. Staudinger registrierte jeden Fliegeralarm- und -angriff; durch 534 Alarme wurde Rosenheim in Atem gehalten und 18 Angriffe erfolgten während des zweiten Weltkrieges auf unsere Stadt, mit Bordwaffen oder Bomben oder mit beiden gleichzeitig.

So bildet der Sammelband Staudingers mit dem mit ungeheurem Eifer und zuverlässiger Gewissenhaftigkeit zusammengetragenen Material ein Werk — er selbst bezeichnet es als Lebensarbeit — von heimatlicher Bedeutung. Es befindet sich als Nachlaß im Besitze des Sohnes, Dr. Eugen Staudinger, Zahnarzt in Rosenheim.

„Mi stimmas net...“

Von Josef Sauer, Törwang

Am 22. Juli des Jahres 1858 stattete König Max II. Prien am Chiemsee einen Besuch ab. Der im Fahnen- und Girlandenschmuck prangende Ort hatte alles aufgeboten, um dem hohen Gast einen festlichen Empfang zu bereiten. Das Gebirgsschützenkorps bildete Spalier, der Magistrat und die Spitzen der Behörden, Festjungfrauen in weißen Kleidern, Gesangsverein, Musikkapelle und Schuljugend warteten bei strömendem Regen am Eingang des Ortes auf den König. Dieser verweilte aber, von der Jagd kommend, noch in Grassau, um besseres Wetter für den Besuch in Prien abzuwarten.

Die Priener schickten vorsorglich einen Kundschafter aus, der das Eintreffen des Königs frühzeitig melden sollte. Auf dem Wege begegnete ihm ein Gepäckwagen, dessen Lenker meldete, daß der König bald nachkommen werde. Als der Kundschafter in der

Ferne eine Equipage kommen sah, lief er eiligst nach Prien zurück und rief: „Da Kini kimmt!“

Schnell bezogen die Priener, die in den nahen Häusern Schutz vor dem Regen gesucht hatten, Stellung und empfingen die heranrollende Equipage mit Hochrufen, bis sie entdeckten, daß es sich nur um einen Wagen mit Küchenpersonal und Dienerschaft handelte. Lachen und muntere Unterhaltung quitierten das Mißverständnis. Der getäuschte Kundschafter aber wurde zum Ziel des Spottes. Rasch begab er sich wieder auf den Weg, um nicht noch mehr „dableckt“ zu werden.

Es dauerte nicht lange, da erblickte er in einiger Entfernung wieder zwei königliche Equipagen, eine schöner als die andere. Ob darin aber der König saß, davon konnte er sich nicht selbst überzeugen, wollte er noch rechtzeitig die Meldung überbringen. Wieder ertönten Hochrufe, Gesang setzte ein, bis sich abermals herausstellte, daß es sich um eine

Falschmeldung handelte. Nun läßt sich denken, daß der gute Mann erst recht verspottet wurde. Trotzdem versuchte er ein drittesmal sein Glück und versprach, allen Scharfsinn aufzubieten, um keiner Täuschung mehr zu erliegen.

Es dämmerte bereits, da begegneten ihm zwei Reiter in Regenkleidung und kapuzenartiger Kopfbedeckung. Keuchend fragte sie der Kundschafter, ob sie ihm sagen könnten, wann der König komme.

„Ich bin der König“, antwortete Max II.

Der Mann sah ihn ungläubig an und sagte: „Na, mi stimmas net, i kenn doch insern Kini. Macha S' doch koane Spassetl mit mir! Schaug'ns, zwoamoi bi i jetzt scho gschlenkt worn, wia i auf da Spah heraußn war. Wos moanas, i konn mi ja gor nimma hoit'n z' Preat, wenn i desmoi net a richtige Meldung bring. Bitt schö, sagns mir do d' Wahrheit!“

„Ich kann dir nichts anderes sagen, mein lieber Mann, als daß ich der König bin“, wiederholte der Monarch.

„A wos, Ihr halts mi bloß für'n Narr'n. A Kini hot do koan solchan Mantl o und koa solchane Kapuzn auf.“

Sprachs und eilte weiter, um den König zu suchen.

„Der närrische Mann will mir nicht glauben“, sagte Max zu seinem Begleiter, dem Dichter Bodenstedt. „Er kann sich anscheinend einen König ohne Krone und Zepter nicht vorstellen.“

Gleich darauf begegnete der Kundschafter zwei anderen Reitern, dem General von der Tann und Grafen Pappenheim. Er hielt sie an, um sie auch um Auskunft zu bitten. Als ihm die Herren bedeuteten, daß der König bereits vorausgeritten sei, kehrte der Kundschafter verzweifelt um, konnte aber den im Trab reitenden König nicht mehr einholen. Die Fama erzählt, der König habe in Prien sein Quartier erreicht, ohne erkannt worden zu sein.

Das Rosenheimer Wochenblatt aber meldete, daß die Liedertafel dem König abends noch ein Ständchen mit der Lorelei und einem Gondellied brachte. Am Freitag, den 23. Juli, ritt der König zum Fischen an den See, besuchte dann das Distriktskrankenhaus und ließ sich anschließend auf die Insel Herrenchiemsee hinübereudern. Das Diner nahm der König auf der Fraueninsel ein, die Abendstunden benutzte er zu einer Rundfahrt auf dem See. Unter Fackelbeleuchtung kehrte er spät nach Prien zurück, dessen Marktplatz bengalisch beleuchtet war. Auf den Berg Rücken des Hochfelln, Hochgern, der Vorder- und Hinterkampe, der Hochries und der Ratzinger Höhe brannten zu Ehren des Königs mächtige Feuer.

BUCHBESPRECHUNG

Der frühere Landrat von Bad Aibling und jetzige Regierungspräsident von Oberfranken, Dr. Fritz Stahler, hat dem „Historischen Verein für Bad Aibling und Umgebung“ ein schönes Abschiedsgeschenk hinterlassen. Diesem für kulturelle Fragen so aufgeschlossenen Mann verdankt der Verein in erster Linie die Herausgabe seines ersten heimatlichen Jahrbuches „Der Mangfallgau“, das sich, über 100 Seiten stark, vom Verlag des „Oberbayerischen Volksblattes“ durch technische auf das sorgfältigste ausgestattet, dem interessierten Leser vorteilhaft darbietet. Für die Schriftleitung zeichnet der zuständige, rührige Kreisheimatpfleger Karl Braßler, der unter den 15 Beiträgen sechsmal vertreten ist. Neben dem um die Heimatforschung so verdienten Geistlichen Rat J. Albrecht finden wir unter anderen als Autoren Dr. Fritz Stahler mit einem Geschichtsabriß des Historischen Vereins Bad Aibling und Regierungsrat Dr. J. L. Lutz mit einem interessanten Beitrag über die Moore des Aiblinger Landkreises. Hauptlehrer a. D. L. Gebhart läßt in seinem „Leibrecht“ ein Kulturbild aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts erstehen, das die heute kaum noch vorstellbare Abhängigkeit und Erniedrigung rechtschaffener Bauern gegenüber dünkelfhaften Grundherren zum Gegenstand hat. Karl Braßler hat mit der Erläuterung und Herausgabe des „Tagebuches des Jakobus Miller“ eine Fülle von für Bad Aibling bedeutsamen historischen Begebenheiten der krisenvollen Jahre 1781 bis 1817, wie sie sich im Blickwinkel eines einfachen Zeitgenossen darbieten, verdienstvoll aufgeheilt.

Ein nicht zu unterschätzender Vorteil des Jahrbuches besteht darin, daß in ihm Arbeiten zum Abdruck gelangen, deren Veröffentlichung die Tageszeitungen aus Rummangel oder aus Gründen des speziell wissenschaftlichen Charakters einer Arbeit, wie beispielsweise „Die Käferfunde im Mangfallgebiet“ von Karl Braßler, sich versagen müssen.

Man kann den Historischen Verein für Bad Aibling zu seinem „Mangfallgau“ nur beglückwünschen und hoffen, daß noch viele Jahrgänge folgen mögen, in denen dann auch sicherlich der zeitnahen angewandten „Heimatpflege“ gelegentlich gedacht wird.

Ch. K.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“. Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1957

Oktober

Nummer 6

Wilhelm Leibl

Ein Gedenkblatt unserem Heimatmaler

Der weit über Deutschlands Grenzen bekannt gewordene Maler Wilhelm Leibl lebte von 1881 bis 1892 in Bad Aibling. In dieser Zeit entstand eine Reihe von Bildern, die den Künstler auf der Höhe seines Schaffens zeigt. Den feinfühligsten Maler, dem Natur und die mit ihr verbundenen Menschen zu schildern, Lebensinhalt bedeutete, der heutigen Generation näherzubringen, mögen diese Zeilen dienen.

In der Sternengasse in Köln, wo auch Rubens seine erste Jugendzeit verlebte, ist Wilhelm Leibl am 23. Oktober 1844 als fünftes Kind eines Domkapellmeisters geboren. Schon in der Volksschule fiel der Bub durch scharfe Beobachtungsgabe und zeichnerisches Talent auf. Während der Lehrer vortrug oder fragte, zeichnete gar oft das Kind auf die Schiefertafel, was ihm in den Sinn kam, meist Tiere, Pferde, am liebsten Löwen, „auch wohl den Schulmeister oder einen Mitschüler in ungeohnter Position“. Er erlernte nach der Mittelschule das Schlosserhandwerk. Sein Zeichenlehrer Bourel erkannte das Talent und bewog die Eltern, Wilhelm in die Malschule des Malers Hermann Becker zu schicken. Sein Jugendporträt verrät schon den späteren Meister. Mit 20 Jahren bezog Leibl in München die Akademie, malte zuerst in der Antikenklasse von Professor Strähuber und verbrachte dann bei Professor Anschütz fruchtbare Studienjahre. Schon damals beteiligte er sich erfolgreich mit historischen Kompositionen an Preisaufgaben. Aus dieser Zeit stammen die Porträts seines Vaters und des Ma-

lers Sperl, mit dem ihn eine dauernde innige Freundschaft verband, die Federzeichnung der „Tante Josefa“ u. a. Im Jahre 1866 trat Leibl in die Meisterschule Georg von Rambergs ein, wo er „Die Kunsthistoriker“ zu malen begann, ein Bild voll Bewegung, Realistik, hervorragenden Könnens und verblüffender Technik. 1869 unterzog sich Leibl noch Studien bei Piloty. Das in diesem Jahre entstandene Bild der Gemahlin des bekannten Münchner Künstlers Gedon erhielt auf der Münchner Kunstausstellung verdiente Anerkennung. Im Herbst des gleichen Jahres folgte Leibl einer Einladung des berühmten französischen Malers Courbet und des Herzogs Tacher nach Paris und errang dort die Goldene Medaille. Die oft zu hörende Meinung, Leibl sei in seiner Kunst von Courbet beeinflusst worden, entbehrt jeder Grundlage. Seine Werke waren schon damals so eigenwillig und persönlich, so charakteristisch und naturhaft, daß sich seine virtuose Malerei keineswegs an fremde Vorbilder anlehnen brauchte.

Leibl wird auch vielfach „Bauernmaler“ genannt. Gerade die in Paris entstandenen Bilder („Cocovette“, „Alte Pariserin“ u. a.) beweisen die zarte Ausdrucksfähigkeit seines Pinsels. Die Bezeichnung „Bauernmaler“ wäre an sich für den Künstler, der sich später seine Modelle und Bildkompositionen vornehmlich aus dem ländlichen Lebenskreis holte, bestimmt ein Ehrentitel. Er begrenzte aber zu stark das gesamte Schaffen des Meisters. Leibl war als Maler Naturalist und Realist, der in

inem innigen Verhältnis zur Natur stand. Er sagte selbst einmal: „Ich male den Menschen wie er ist, da ist ohnehin die Seele dabei.“ Zart im malerischen Ausdruck, flott, locker und tonig in der Pinselführung, nie einseitig in der Technik, zeichnen sich seine Werke durch Holbeinsche Feinheit, verblüffende Genauigkeit in allen geringfügigen Einzelheiten und völlig objektive Wahrheit aus. Er malte „schlicht und beseelt wie Rembrandt, ohne ihn nachzuahmen, tiefgründig wie Dürer, geruhsam wie van Eyck“, so daß man ihn ohne Uebertreibung einen modernen Klassiker nennen könnte.

Mit dem kurzen Aufenthalt in Paris beendet Leibl seine Lehr- und Wanderzeit. Obwohl er der Pariser Kunst stets Achtung zollte, lehnte er wiederholt bescheiden die Einladungen französischer Freunde ab. 1873 ehrte ihn die Wiener Kunstausstellung mit der Verleihung der Goldenen Medaille. Das bekannte Bild „Tischgesellschaft“, mehrere Porträts (Pallenberg) und Radierungen aus dieser Zeit verraten großes Können.

Den feinfühligsten Maler, der keinen anderen Ehrgeiz als seine Kunst kannte, zog es aufs Land, wo Natur und Menschen seinem Bedürfnis nach Echtem und Wahrem entgegenkamen. Er siedelte nach Graßling bei Olching (Frühjahr 1873 bis Herbst 1874) über, das ihm von der Jagd her bekannt war. In diesem abgelegenen Dorf entstanden neben anderen Werken eines seiner besten Bilder, die „Dachauer Bäuerin in der Schenke“, das in Berlin hohe Anerkennung fand. Von 1875 bis 1877 schlug Leibl beim Fischer Bandl in Unterschondorf am Ammersee sein einfaches Künstlerdomizil auf. Hier fand er bei Schwimm- und Segelsport, auf der Jagd des Freiherrn von Perfall Ausspannung von erster Arbeit an sieben größeren Werken („Dorfpolitiker“, „Der Jäger“, „Der Bürgermeister“ u. a.) und gediegenen Radierungen „Die Dorfpolitiker“ wurden im Jahre 1898 von dritter Hand um 81 000 Mark nach Berlin verkauft.

Im Frühjahr 1878 folgte Leibl mit seinem Freund Sperl einer Einladung des Pfarrers Blank von Berbling (südwestlich von Aibling) am Fuße des Irschenbergs und ließ sich dort nieder. Die Ruhe und Stille in dem abgeschiedenen Dörfel unter Bauern befruchtete aufs neue die große Schaffenskraft des Meisters. Schnell wußte sich der stille, aber lebenslustige Kölner bei den wortkargen Berblinger Bauern Achtung und Ansehen zu verschaffen. Hier arbeitete er nahezu vier Sommer mit seltenem Fleiß an seinem berühmten Bild „In der Kirche“, das er um 43 000 Mark verkaufte und 1905 die Galerie in Hamburg um 112 000 Mark erwarb. Modell standen ihm hierzu die alte Zehetmair-Wir-

tin, die Staber-Nanni von Berbling und die alte Tummin von Mitraching. Das Bild ist ein Juwel deutscher Kunst.

In der Aiblinger Zeit (1881—1892), während der er bei Kaufmann Mayer am Marktplatz wohnte und später bei Schreiner Brunauer sowie beim Hofmüller Quartier bezog, entstanden „Die Wildschützen“. Dieses Bild zerschnitt er nach rücksichtsloser Selbstkritik in drei Teile, weil es Fehler in der Raumverteilung aufwies. Die Werke „Der Zeitungsleser“, „Die Spinnerin“, „Der Kleinstädter“ sind prachtvoll in Anlage und Ausführung. Maria Noichl, verheiratete Heigl, ging sieben Jahre als Modell zu Leibl nach Aibling. Wir sehen sie auf dem Bild „Heimgarten“ hinter dem Rücken des alten Gütlers Stöckel-Sepp von Vachendorf, der die „Neueste“ liest, mit der Maria Mayer von Westerham, späteren Draßlerin von Högling, plaudern. Auf einem anderen Bild sitzt die Maria Noichl auf der Ofenbank und trägt den Inntaler Hut; neben ihr ist der Pacher von Dettendorf. Modell standen auch die Näherin Ursula Hackhofer und ihre Schwester Viktoria von Mitterham. Das Bild „Die Wildschützen“ zeigte Sebastian Ruhsamer von Willing, Martl Holzmeier von Ellmosen und den Jostl von Forsting.

Im geselligen Kreise bei Lindner, beim Schuh- und Hieberbräu, im Hause des Distriktstierarztes Reindl verlebte Leibl in Aibling eine schöne Zeit voller Schaffensfreude. Im Herbst des Jahres 1892 siedelte er nach Kutterling (Gemeinde Litzldorf im Rosenheimer Bezirk) über. Aus dem alten Schneider-Weichtlhaus schufen Leibl und Sperl gemeinsam ein gemütliches Heim, ohne den Charakter des Anwesens anzutasten. Hier konnten die beiden Künstler in aller Ruhe ohne viel Besuche nach Herzenslust arbeiten, zumal ihnen die Jungfer Therese Haltmayer vom Schusterhäusl in Kutterling alle Sorgen um Haus und Küche abnahm. Es entstand hier allerdings kein bedeutendes Werk, wohl aber eine beträchtliche Anzahl von kleinen Bildern („In der Küche“) und Porträts sowie wahre Kabinettstücke von Feder- und Kohlezeichnungen.

Allzu früh entriß der Tod dem Meister den Pinzel. „Was nutzt alles? Es ist vorbei! Nie mehr kann ich arbeiten!“ Mit diesen Worten nahm Leibl nach längerer Krankheit schmerzlichen Abschied von Freunden und Verwandten. 56 Jahre alt, starb er am 4. Dezember 1900 in Würzburg, wo er letzte Heilung suchte. Ein Künstler von soliden Grundsätzen, ein Mensch voll Einfachheit, Treue gegen sich selbst und Ehrfurcht vor der Natur ist mit ihm von dieser Welt geschieden. Seine Werke aber leben fort.

Jos. Sauer, Törwang

Von des Hollers Huld

Von J. Thomas, Sachrang

Kommt der Herbst ins Land, so wird in den Gehöften des Prientales nach alter Sitte Hollermus und -saft bereitet. Das geht dann so ein, zwei Tage hin mit Pflücken und Abperlen der Beeren und schließlich mit der Kocherei. Hollerduft erfüllt alle Häuser, und die Bäuerinnen bekommen ihre vom Hollersaft ganz rot-violett gefärbten Hände überhaupt nicht mehr sauber. Von alters her stehen hier um die Anwesen Hollerbäume. Man weiß nicht, wo sie herkamen, niemand erinnert sich, sie gepflanzt zu haben. Bescheiden stehen sie, solange man gedenkt, vornehmlich in den ungenutzten Ecken und Winkeln der Schuppen und könnten sich da teils zu stattlichen Bäumen entwickeln. Die Alten wissen es noch, was sie an ihrem Hollerbaum haben. Der höchste Wipfeltrieb ist heilkräftig, die tiefste Saugwurzel, die Rinde sowohl wie das Holz, besonders aber Blatt, Blüte und Beere. Nicht umsonst nannte man den Hollerbaum früher die „Hausapotheke des Bauern“. Den Jungen von heute sind die Kenntnisse von den alten, durch Jahrhunderte — vielleicht gar Jahrtausende — erprobten Hausmitteln verloren gegangen. Früher ja, da war kein Doktor weit und breit, und Krankenkassen gab es auch noch nicht. Da ging man halt zum Holunder hinterm Haus und holte sich Blätter und Blüten zum Trocknen. Der Tee daraus war ein Allheilmittel, besonders gegen verdorbene Säfte im Frühjahr. Auch das Mus, der Saft und der Wein, aus den reifen Beeren bereitet, haben Heilkraft. Aeltere Leute schätzen besonders Wurzeln und Rinde, die sie klein zerschneiden und kochen. Der Absud ist ein wirksames Mittel gegen Wassersucht und unwillkommenen Fettansatz. Im Sachranger Tal gab es bis vor kurzem noch eine Frau, die es verstand, aus Holler als Hauptbestandteil ein altes Volksheilmittel, das „Brandöl“, nach alten, überkommenen Rezepten herzustellen. Weit über die Grenzen ihrer engeren Heimat hinaus erwarb sie sich damit guten Ruf, da sich das Mittel gegen steife Glieder und Fieber, nicht nur beim Menschen, sondern auch bei den Haustieren bewährte. Sie selber, die Pariggermutter, war der beste Beweis für die Güte ihres Hausmittels. Bis zuletzt, zu ihrem kürzlichen Tod — sie wurde über achtzig Jahre alt — war sie noch lebensfrischer als so manches junge Dirndl. Einen Arzt brauchte sie ihr Lebtag nicht.

Er ist in der Tat eines der ältesten pflanzlichen Heilmittel, der Holunder. Schon in steinzeitlichen Niederlassungen (Pfählbauten) und bronzezeitlichen Siedlungen Oberitaliens wurden Holundersamen gefunden. Hollerbeeren dienten vermutlich früher auch zum Färben. Vor dem Genuß von ungekochten

Hollerbeeren und vor Rohsäften ist zu warnen, da er zu Gesundheitsschäden führen kann. Mit Hollerzweigen soll man, ihres eigentümlichen Geruches wegen, Maulwürfe vertreiben können.

Im Brauchtum unserer Vorfahren war der Holunder der Kinder- und Seelenmutter Frau Holle (Freya) geweiht. Das Haus, bei dem ein Hollerbaum wuchs, stand unter ihrem Schutz. Im Kräuterbrauchtum alter Zeit spielte der Holler weitaus die wichtigste Rolle. Mit anderen Heilkräutern zusammen wurde er nachts gepflückt, geweiht und teils ins Sonnwendfeuer geworfen. Noch heute ist in dem in der Kirche geweihten „Weihbüschel“ (St.-Marienbüschel) der Holunder meist vertreten. Die geweihten Kräuterbüschel bewahrt die Bäuerin im Sachranger Tal sorgfältig auf, um einige Zweige davon im Herde zu verbrennen, wenn es gilt, ein drohendes Unwetter zu vertreiben. Kranken Haustieren wird etwas von dem geweihten Kräuterbuschen unters Futter gemischt.

Ein herrliches, malerisches Bild ist es, um die Sommersonnwendzeit die alten Bauernhäuser mitunter ganz eingehüllt zu sehen in die lichte Blütenpracht der Hollerstauden. Das ist dann auch die Zeit, da die goldgelb gebackenen köstlichen Hollerküchl aufgetischt werden.

Die ganze überkommene Hochachtung früherer Zeit vorm Holunder ist in dem heute auf dem Lande bei uns noch allgemein bekannten alten Bauernspruch zum Ausdruck gebracht: Vor Hollerstauden soll man den Hut abziehen.“

Stille Teilhaber am herbstlichen Hollerregen sind auch die anmutigen Rotkehlchen, die aus den Wäldern kommen. Ihre großen, ausdrucksvollen Augen haben Aehnlichkeit mit der Tiefe und dem Dunkel der glänzenden Hollerbeeren.

Seh' ich, Holunder, dich steh'n im bescheidenen Winkel am Hause,
Mit dem ergrauten Stamm, aber mit freundlichem Grün,
Welches die weißen Dolden umher gar reinlich bekränzen,
Gleich' ich dem Mütterchen dich, welches die Haube bedeckt,
Freundlich bist du den Kindern gesinnt, gibst mancherlei Spielzeug,
Pfeifen und Büchsen zum Knall und das Koboldchen von Mark
Deinen Geliebten dahin und freust dich, wenn sie zum Spielen
Kommen mit Freuden zu dir, Mutter Holunder, getanzt.

Wilhelm Osterwald

Die Unwetterkatastrophe am 3. Juli 1900 im Steinbucher Forst

Von Oberforstmeister H. Löbl, Wasserburg

Schon manchem Wanderer und Naturbeobachter wird im Steinbucher Forst bei Edling (Landkreis Wasserburg) entlang der Landstraße Edling-Pfaffing und entlang der Bundesstraße 304 zwischen Brandstätt und Forsting aufgefallen sein, daß die dortigen Waldbestände einen merkwürdig gleichförmigen Eindruck machen, sich in Alter und Höhenwuchs kaum unterscheiden und meist nur aus zwei Holzarten, nämlich Fichte und Kiefer, bestehen.

Woher kommt diese auffällige Erscheinung? Nun, die älteren Einheimischen wissen es noch und sagen, das geht auf ein großes Unwetter im Jahre 1900 zurück.

Der Landkreis Wasserburg am Inn gehört mindestens teilweise zu jenen oberbayerischen Landstrichen, die häufig von Hagelunwettern betroffen oder von Sturmwinden heimgesucht werden. Seit langer Zeit hat die hiesige Gegend unter diesen klimatischen Schäden zu leiden. Es ist daher wohl angebracht, einmal rückblickend Hergang und Auswirkungen eines solchen Unwetters an Hand der Aufzeichnungen in den Akten des Forstamts Wasserburg zu schildern.

Am 5. Juli 1900 berichtete das Forstamt an die höheren Stellen der Staatsforstverwaltung in München eilig über folgendes, außerordentliches Ereignis: „Das Unwetter vom Dienstag, den 3. d. Mts., hat im Steinbucher Forst sehr großen Schaden angerichtet. Nach beiläufiger Schätzung liegen 15 000 Ster zu Boden, größtenteils abgesprengtes Holz. Fast sämtliche Waldorte wurden mehr oder weniger getroffen. Außerdem haben die Bestände durch Hagelschlag stark gelitten. Die Feldfluren um den Steinbucher Forst herum sind total ruiniert.“

Von dem damals aufgetretenen, äußerst schweren Hagelschlag und Hagelsturm wurden im „Steinbuch“ die Waldabteilungen Wolfrainerbogen, Esterbogen und Kalterbogen (im Bereich zwischen Edling und Pfaffing) und die Waldabteilungen Windloch und Fröschlmoos in der Nähe von Forsting am stärksten betroffen. Ebenso tiefgreifende Schäden traten auf den Fluren und in den Privatwaldungen bei Scheidsöd, Übermoos, im großen und kleinen „Waldspitz“ bei Perach, bei Garnöd, Potzmühle, Holzham und Steinhart, bei Oed, Fudersöd und bei den Ortschaften Breitbrunn und Eschlbach, sämtliche südlich des Staatswalldistriktes „Untersteinbuch“, auf. Im Norden dieses Distriktes sowie im Bereich des „Obersteinbuch“ fanden sich die bedeutendsten Verheerungen im sogenannten Hartholz, bei Wolfrain, Giglberg, Linden, Ramsau, Unterach und Koblöd.

Im Steinbuchforst mußten allein rund 35 ha Wald infolge des Hagelsturmes und des Hagelschlages kahl abgetrieben werden; der Holzanfall betrug dort über 50 000 Ster. In den umliegenden Privatwaldungen war der zusammengerechnete Katastropheneinschlag annähernd gleich hoch.

Am 23. August 1900 besichtigte der damalige Ministerialbeauftragte, Oberforststrat Braza, in Begleitung des Regierungsreferenten Forststrat Bothof und des Forstmeisters Löbl von Wasserburg das Schadensgebiet. Sein Reisebericht an das Bayerische Staatsministerium der Finanzen schildert spannend und in alle Einzelheiten gehend die gewonnenen Eindrücke. Er hebt hervor, daß „Hagelbeschädigungen im Walde, wie die hier in Rede stehenden, in ähnlichem Umfange und gleicher Intensität wohl seit langen Jahren nicht mehr vorgekommen sind.“ Die vom Hagelschlag berührten Waldbestände hatten auf weite Entfernung das Aussehen, als wäre die Benadlung durch Raupenfraß getötet oder durch Feuer versengt worden. Die Kiefern waren ganz entnadelt und hatten fast keine Zweige mehr. Lediglich die stärkeren Äste, die auf der Wetterseite völlig von der Rinde entblößt waren und im Sonnenschein silberglänzend erschienen, blieben erhalten. Den feinerindigen Teil des Schaftes bedeckten über und über Wundstellen, die von den großen, runden und teilweise scharfkantigen Hagelschloßen herrührten. Die Fichten hatten zerfetzte Baumkronen und viele Zweige verloren. Ihre Stämme wiesen zahllose Quetschungen auf, aus denen das Harz in langen Strähnen ausfloß. Daneben verursachte der Hagelsturm am 3. Juli 1900 ausgedehnte Waldschäden, wobei die Bäume teils einzeln, teils nesterweise, besonders aber auf größeren Flächen abgesprengt, gesplittert, gebogen oder angehoben, seltener geworfen worden waren.

Nach den alten Aufzeichnungen bot der ganze „Steinbuch“ mit seiner Umgebung nach dem 3. Juli 1900 das Bild einer grauenhaften Verwüstung. Bei der damals herrschenden Hitze des Hochsommers färbten sich die Nadeln von Fichte und Kiefer sehr bald rot, der Wald trug damit auch äußerlich die Zeichen des Todes. Etwa 15 000 Ster Windbruch- und Windwurfholz und rund 35 000 Ster Holz von verhagelten Bäumen mußten unter Säge und Axt genommen werden.

Sogleich nach dieser Katastrophe begann man mit der Aufarbeitung des Schadensholzes, die sich fast über ein Jahr hinzog und den Einsatz ortsfremder Arbeitskräfte notwendig machte. Zum Glück blieb das ganze Gebiet vom Ausbruch einer Insektenkalamität

Der Wetterboschen

Erprobtes Ahnenwissen um die Heilschätze unserer Blumen und Kräuter

Das Annerl vom Höhensteiger, die Zeilhofer-Agathl und das Lambrecht-Roserl freuten sich seit Tagen auf das Brocken der Heilkräuter für den Wetterboschen. Mit der alten Pusterin, der Kräuterlies, durften sie gehen, von der ihnen die Mutter schon oft erzählt hat: „Die Pusterwab'n versteht sich auf die heilsamen Kräuter und kennt alle Blumen, die den Blitz ableiten, wenn man sie in das Herdfeuer wirft bei einem scharfen Donnerwetter.“

Nun waren sie also gestern am Vorabend vom „Großen Frauentag“ (Mariä Himmelfahrt, 15. August) drunten mit der Kräuterlies am Bachanger, auf den Streuwiesen hinten am See und an verschiedenen Waldblößen, wo die hochsommerlichen Pflanzen wachsen, die nach alter Erfahrung zum „Würzbüschel“ taugen und gegen „Krank“ und „Wehdam“ gute Verwendung finden. Halbtod haben sie die Pusterin gefragt, wie sie alle heißen, die Heilkräutl und für was sie gut sind. Am besten hat ihnen halt die lange gelbe Königskerze gefallen, die „Wolene Himmelbrandblüh“, von der ihnen die Lies sagte, daß man aus ihren Blüten einen Aufguß bereitet, der für alle Arten von Geschwülsten gut ist.

„Also Kinder, rund herum um die Königskerze bindet ihr das Johannis- und Tausendguldenkraut, die Kamille und die Schafgarbe, den blauen Fingerhut, die Brunelle und die Kreuzraute! Den Baldrian, den bitteren Wermut, das scharfe Minzenkraut, den Salbei und schönen Kalmus dürft ihr auch

durch Bast-, Rinden- und Borkenkäfer verschont, wie dies in solchen Fällen oft eintritt, wenn nicht rechtzeitig und planmäßig die erforderlichen Abwehrmaßnahmen ergriffen werden.

Danach ging es überall zügig an das Säen und Pflanzen auf den verödeten Waldflächen. Leider geschah aus verschiedenen, zwangsläufigen Gründen die Wiederaufforstung im Staatswald etwas einseitig, so daß die „Hagelflächen“ vom Jahre 1900, die überdies in der entscheidenden Wachstumsperiode während und nach dem ersten Weltkrieg nicht entsprechend gepflegt werden konnten, heute wenig befriedigen. Zum Teil noch ungünstiger verlief die Bestandsentwicklung im Privatwald des Katastrophengebietes.

Möge eine gütige Fügung verhindern, daß die Naturgewalten wieder so losbrechen wie vor 57 Jahren und unseren heimatlichen Wäldern Wunden schlagen, die — wenn überhaupt — erst nach Jahrzehnten einigermaßen vernarben!

nicht vergessen! Arnika ist sehr wichtig, heißt ja ein alter Spruch: „Steck Arnika an, steck Arnika an, daß sich das Wetter scheiden kann!“ Ein Haselnußzweigerl mit Laub und drei Nüssen daran ist gut gegen Blitzschlag, sagt man. Und ein paar volle Aehren von jeder Getreideart im Kräuterboschen versprechen Fruchtbarkeit für das nächste Jahr. Auch vom Würzgarten gehört noch allerrhand hinein in den Strauß: Knoblauch, Zwiebelblüh, eine gelbe Rübe, etliche Zweigerl vom Rosmarin und was sonst noch eine besondere Kraft hat.“

Daheim haben die Kinder dann den Kräuterboschen nach der Anweisung der alten Lies gebunden und waren stolz, am Festtag „Unserer Lieben Frau“ die schönsten und größten Würzbüschel in die Kirche zur Weihe tragen zu können. Beim feierlichen Hochamt vermischte sich mit dem Geruch des Weihrauches der herbe Duft von Blumen und Heilkräutern aus Wiese Feld, Wald und Garten.

Das ganze Jahr hängt nun der Würzbüschel droben unter dem First des Hauses und wird von Monat zu Monat kleiner. In den Rachnächten zwischen Weihnachten und Hl. Dreikönig gibt er sein dürres Kraut her zum Ausräuchern von Haus, Stall und Stadel, Kühe und Pferde bekommen davon ins Trank gegen Viehseuchen. So halten es unsere Bauern seit Urväters Zeiten. Gar alt ist dieser Brauch und gar tief sein Sinn. Lange Erfahrungen und das beste Vertrauen stekken darin.

Allein die Tatsache, daß den genannten Pflanzen besondere Heilwirkungen eigen sind, hätte nicht genügt, diesen Brauch bis in unsere Tage zu erhalten. So gehen z. B. die Blüten vom Arnika in Weingeist ein gutes Heilmittel für Wunden. Arnika wird auch bei Verstauchungen und Quetschungen eingerieben; 25 Tropfen Tinktur auf $\frac{1}{4}$ Liter Wasser sind gut zum Gurgeln gegen Heiserkeit. — Die Kamille ist als Tee ein bewährtes schweißtreibendes Mittel bei Krämpfen, rheumatischen Schmerzen und Erkältungen; sie fördert außerdem den Heilungsprozeß bei eiternden Wunden. — Der Wermut oder bittere Beifuß hilft bei Magen-erkältung, Uebelheit, Kopf- und Leibscherzen, vertreibt bei Kindern die Würmer, lindert Erkrankungen der Lunge, der Galle, der Milz und fördert die Verdauung. — Die Pfefferminze erwärmt als Tee Magen und Darm, vertreibt Blähungen und Aufstoßen und ist ein erprobtes Mittel gegen Schlaflosigkeit. Sie wird auch bei Wespen- und Bienenstich erfolgreich angewendet. — Die

Schafgarbe ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen Frauenleiden, beginnende Schwind-sucht, Darmkatarrh, Darmverschleimung, Durchfall, Verdauungsschwäche, Blutandrang im Kopf, Herzklopfen und Influenza. — Sal-beitee ist ein Linderungsmittel bei Angina und Keuchhusten, er findet auch gegen Nachtschweiß Verwendung. — Kalmus (Ackerwurz), in Milch gekocht, lindert Fie-ber und Verdauungsstörungen. — Knoblauch wird geschält und bei Zahnweh ins Ohr ge-steckt, wo er durch den Schwefelallylgehalt schmerzstillend wirkt. — Der Saft der wei-ßen Zwiebel gilt mit Honig als treffliches Mittel gegen Husten (Zwiebelzeltl).

Warum werden nun diese Pflanzen ge-erade um die Mitte des Monats August ge-pflückt und gedörst aufgehoben? Weil er-fahrungsgemäß in diese Zeit die biologisch stärkste kosmische Einwirkung des ganzen Jahres fällt, die beim Menschen gesteigerte Erregung, verminderte Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit auslöst, was zu Unfällen, Mißerfolgen u. a. in erhöhtem Maße führt. Diese Ansicht stimmt mit dem Bauernglau-ben überein, daß während der „Dreißigen“ (Mitte August bis Mitte September) die „Bösen Geister“ größere Macht als sonst be-säßen. Der Mensch stand schon in frühester Zeit diesen Erscheinungen nicht hilflos ge-genüber, wenn er sie auch nicht zu klären vermochte. Wußte er ja noch nichts von

schädigenden Erdstrahlen und von entstrah-ler Wirkung gewisser Schutzstoffe in verschiedenen Pflanzen. Durch langjährige Erfahrungen brachte er aber heraus, daß die gefundenen Abwehrkräfte in manchen er-probten Heilkräutern gerade am Tage des Vollmondes im August besonders stark und deshalb zu Heil- und Abwehrrzwecken wirk-sam sind. Tatsächlich wohnen in einer Reihe von Pflanzen, die zum Kräuterboschen ver-wendet werden, rutenbewegende, entstrah-lende Kräfte. Sie sind in der Lage, Einwir-kungen von Reizstreifen entgegenzuarbeiten, so z. B. Quendel, Johanniskraut und Hasel-nußzweigerl.

Die kosmische Wirkung läßt von der Augustmitte ab nach, so daß während des „Fraundreißigers“ das „Gift“ in den Pflan-zen geringer wird. Diese Tatsache entspricht der alten Ansicht, die Natur sei den Men-schen in diesen Wochen freundlich gesinnt.

So wird uns aus diesem, im allgemeinen weit vom Aberglauben entfernten Ahnen-wissen klar, wie wir die Heilschätze unserer Heimat nützlich zum Bestand unserer Haus-apotheken machen können. Nur müssen die natürlichen Bedingungen, vor allem die er-probten Sammelzeiten dieser wildgewachse-nen Pflanzen berücksichtigt werden, um mit einem Höchstmaß an Wirksamkeit des Heil-krautes rechnen zu können.

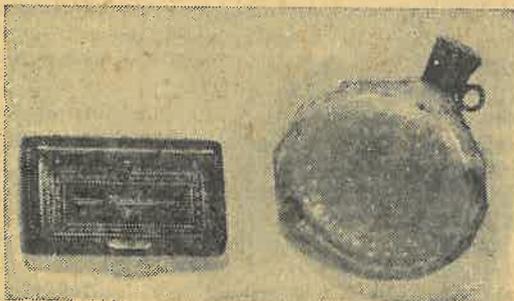
Jos. Sauer, Törwang

Die Schnupfergilde

Sind unserer Jugend noch Anhänger des Schnupftabakes bekannt? Kaum — denn Ge-nießer dieses Reizmittels sind soviel wie aus-gestorben, die den Tag begannen mit einer Prise des aromatischen, Körper und Geist an-regenden braunen Pulvers, des Schnupf-

nuß der Leidenschaft des Schnupfens. Die jungen Mädchen rümpften damals schon die Nase, wenn ein Schnupfer sich ihnen näherte. Kein Verehrer hatte Chancen, falls er der Gilde der Schnupfer gehörig war. Was würde erst heute ein modernes Mädchen hierzu sagen!

Zigarre und Zigarette haben die Schnupfer-gilde vereinsamen lassen, während sie in frü-heren Jahren Anhänger aus den besten Krei-sen zählte. Fürsten und Edelmänner füllten allmorgendlich ihre Tabatiere aus ziseliertem Silber, wie der Bürger- und Bauersmann seine Dose aus Horn oder Birkenholz. Die feinen Lackdosen waren ein Wasserburger Erzeugnis, deren Herstellung mit dem letzten Handwerksmann der weit und breit berühm-ten Dosen in Vergessenheit geriet gleich dem pompejanischen Rot, dessen Farbgeheimnis auch mit dem letzten Pompejaner erlosch. Die Tagelöhner und Kleingütler schnupften aus einer einfachen Birkendose die köstliche Prise, und derjenige, der aus dem Bayerischen Wald kam, aus der Heimat des Schmalzlers, blieb beim bunten Flaschenglasl. Nach der Mei-nung der Schnupfer hielt sich der Tabak in diesem am besten. Um aromatisch zu bleiben, wurde auch der Schmalzler in Schweinsblasen



Tabakglasl und Tabakdose um 1800
(Foto: Braunsperger)

tabakes. Dem Freund oder sonst gut Bekann-ten wurde als Morgengruß die aufgeklappte Tabakdose präsentiert mit der Aufforderung: „Schnupf'n wir amal, weils gleich ist!“ Und beide frönten dann mit unvorstellbarem Ge-

In den Filzen

Wohin heut? fragst du dich eines Sonntags — auf einen Berg? . . . nein. Auch an einen See lockt es dich nicht — aber wie wär's wenn du mal ins Moor wandern würdest . . . bist ja so nah vor den Toren.

Zugegeben, es ist eine karge Landschaft. Es fehlt ihm die Farbe, der festliche Glanz unserer Voralpenlandschaft. Der Feinschmecker aber entdeckt in den Filzen (so nennt man hierzulande das Moor) ungeahnte Reize.

Schon die Geschichte unserer Rosenheimer und Aiblinger Moore ist interessant. Sie sind ein Vermächtnis der Eiszeit. Wo heut einsame Moor- und Sumpfflächen, unterbrochen von Föhrengruppen und schwarzen Tümpeln, sich hinziehen, da wogten vor Jahrtausenden die Wasser eines ungeheuren Sees, der sich vom oberen Inntal bis in die Gegend des heutigen Gars erstreckte. Er war entstanden, als sich durch eine allmähliche Klimaänderung die bis weit in die Ebene hinausreichenden Gletscher der letzten Eiszeit zurückzogen. Ihre Schmelzwasser füllten die von den Eisströmen geschaffene Furche bis zur Barre der Endmoränen. Die Ausdehnung dieses Gewässers läßt sich heute noch mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen. Die in den See mündenden Flüsse und Bäche füllten ihn allmählich mit ihrem Geschiebe, und so verlandete und vermoorte er, und seine letzten Reste sind unsere Filze.

Kaum haben wir das Moor betreten, umfängt uns eine andere Welt. Wiese und gewohnter Fichtenwald sind verschwunden dunkler Moorboden, grüne Moosflächen und lockere Föhren- und Erlengruppen bestimmen den Charakter der Landschaft. Nur die luftige Birke, die „Jungfer unter den Bäumen“, bringt mit ihrer weißen Rinde eine freundliche Note in das düstere Gemälde der Filze. Doch wird ihre Zahl immer geringer.

denn Jahr für Jahr wandern Hunderte von ihnen in die Städte und Dörfer der Umgebung, um am Fronleichnamstag die Straßen zu schmücken.

Im Frühling und Herbst glüht unter ihren lockeren Kronen die Erde von Millionen blaßroter Glöckchen der Erika. Wie ein zarter Schimmer liegt es über den Filzen, Wochen seltenen Glanzes im Jahreslauf des Moores. Strichweise entdeckt man dann wieder reiche Polster von Preisel- und Heidelbeersträuchern, die im Sommer viele Bewohner der umliegenden Dörfer zur Ernte locken.

An moosigen Stellen ist oft der unscheinbare, aber sehr interessante Sonnentau zu finden, eine der wenigen fleischfressenden Pflanzen unserer Heimat. Mit seinen schüsselförmigen, klebrigen Blättern hält er kleine Insekten fest, die sich unvorsichtig auf ihnen niedergelassen haben. Er umklammert sie tödlich und saugt sie aus. Dann erst öffnet sich das Blatt wieder und überläßt die leere Hülle den Winden.

Mit der übrigen oberbayerischen Landschaft teilt das Moor manche Kinder der Flora, so die Troll- und Dotterblume, die Mehlprimeln und einige Orchideen. Dagegen sind Fettkraut und Sumpfwurz typische Moorblumen.

Auch die Tierwelt der Filze ist ärmer als das benachbarte Inntal, denn alles, was Trockenheit und sandigen Boden liebt, kann hier nicht leben. Höhlenbewohner wie Fuchs und Dachs sind aus dem Moor verbannt, dagegen kommen Reh und Hase häufig vor. Hoch im Äther kreisen der Habicht und seine Spießgesellen, und auf alten Föhren nistet die Eule, deren nächtlicher Schrei den Ruf des angeblich unheimlichen Moores noch verschlechtert hat.

zum Versand gepackt. Erst in den Jahren um die Jahrhundertwende konnte man ihn in kleinen Staniolpäckchen für zehn Pfennig das Stück kaufen.

Schnupfer mit „feineren Nasen“ hielten sich mehr an andere Sorten des Schnupftabaks, wie Pariser Nr. I und II im orange-farbenem Umschlag, an den in gelbem Papier verpackten Saarbrücker, an den Lothringer und Landauer sowie den aromatisch duftenden Marokko, über dessen Staniol- und Zinkhülle eine buntfarbene Verpackung lag. Wiederum eine Vorsicht gegen die Außentemperatur dieses Genußmittels. Wie bei Wein, Bier und Tabak kam es auch hierbei auf die Lagerung an. Deshalb kauften die Schnupfer meist nur in kleinen Mengen ihre Lieblings-sorte, lotweise. Sie wurde auf einer Pendel-

waage abgewogen, deren Hornschiffchen an einer grünen Seidenschnur hingen. Ein Lot hatte 17 Gramm.

Die Zeit ist wandelbar. Das erkennt man auf dem Land wie in der Stadt. Ein Gewerbe nach dem anderen fällt der herrschenden Mode und diesem und jenem Bedürfnis zum Opfer. Nachdem nun die Schnupfer immer weniger wurden, vermißten die Spezereihändler auch immer mehr diese Kunden. Die Jugend verpönte das Schnupfen, schon weil sie auch nicht der Anschauung lebt, daß es das Augenlicht länger erhält. Sie hat zur Zigarette gegriffen, verschmäht sogar die Zigarre und erst recht die Pfeife, die einst ihr Großvater mit Leidenschaft rauchte.

Franziska Reiß



Birken im Moor

(Foto: Leiß)

In die dunklen Tümpel, meist aufgegebene Torfstiche, klatschen bei unserem Nahen Frösche. Sie und ihre zahlreiche Brut sind die häufigsten Bewohner hier. Die düsteren Gewässer wimmeln von Kaulquappen in allen Stadien ihrer Entwicklung. Nicht abzusehen, wenn sie alle zu fertigen Fröschen würden! Aber sieh dort die Ringelnatter im Tümpel! Sie wird grausam wüten unter dem ahnungslos sich tummelnden Volk. Wunderbar, diese geschmeidigen, harmonischen Bewegungen der Schlange im Wasser; man könnte glauben, hier sei ihr eigentliches Lebenselement. Ab und zu hebt sie den Kopf über die Oberfläche, und nun sehen wir deutlich die gelben Halbmonde zu beiden Seiten des Kopfes, die dem Tier in alten Zeiten den Namen Krönlatter verschafft und ihr zu hohem Ansehen als vermeintlicher Glücksbringerin verholfen haben.

Bald verläßt die Natter gesättigt den Tümpel. Doch die armen Kaulquappen dürfen sich noch nicht in Sicherheit wännen, denn mitten unter ihnen haust eine noch weit schlimmere Mörderin, die Larve der Wasserjungfer. Sie ist nicht wie ihre Mutter ein Geschöpf der sonnigen Lüfte, sondern lebt immer im Wasser. Mit scharfen Freßzangen ergreift sie so ein kleines Froschkind und verzehrt es.

In den wenigen Wochen bis zu ihrer Verpuppung werden sie und ihre Geschwister die meisten der Opfer verspeist haben — dann wird sie als herrliche, blau- oder grünschillernde Libelle das Wasser verlassen und in schwirrendem Flug über das Moor schießen, allem fliegenden Kleingetier zum Verderben.

Der üble Ruf des Moores, genährt von Geschichten und Gerüchten von rätselhaftem Verschwinden von Menschen in den trügerischen Gründen, ist von ängstlichen Leuten wohl übertrieben worden. Doch ist es auch in unseren Filzen nicht ratsam, bei Nacht oder Nebel in ihnen herumzuschweifen. Der übereifrige Wanderer oder Botaniker kann sogar bei hellichtem Tag erfahren, daß er auf trügerisch-strotzendem Moosboden tief einsinkt, worauf er am besten rasch den Rückzug antritt.

Und doch haben sich seit Jahrhunderten tapfere Siedler in unseren Filzen niedergelassen und ein hartes, entbehrungsreiches Le-

Was wär' das Leben...

Was wär' das Leben, fänd nicht ab und zu
ein Mensch den Weg zu dir und sagte: Du,
und wär' es auch nur im Vorübergeh'n
Halt' ein im Schreiten dann und bleibe steh'n
und tu's dem andern gleich und sage: Du,
und schenke, ihm ein Lächeln noch dazu.
Dann kann's geschehn, daß mancher in der
Welt
noch in Gedanken mit dir Zwiesprach' hält.

Willy Frey

ben voll bitterer Mühsal auf sich genommen. Auch in jüngster Zeit vernahm man vom mutigen Entschluß heimatvertriebener Südostdeutscher, den harten, viele Opfer heischenden Kampf mit dem Moor aufzunehmen. Auch sie werden durch die schwere Arbeit des Torfstechens nicht reich werden und die karge Ernte ihrer nassen Äcker wird ein mageres Brot geben.

August Leiß

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Brafler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Albling und den Historischen Verein Rosenheim

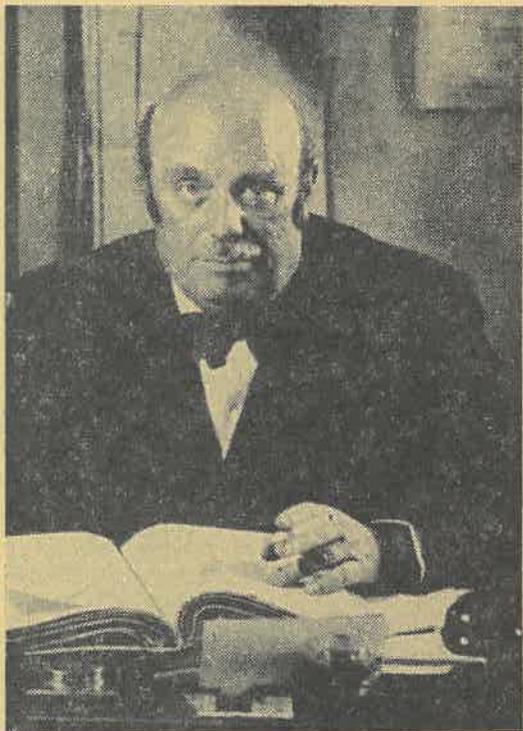
Jahrgang 1957

November

Nummer 7

Dem großen Heimatkreund Dr. Wilhelm Dieß zum Gedächtnis

Von Kreisheimatpfleger Theodor Heck, Wasserburg



Am 13. September 1957 verschied in München Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Dieß. Sein Tod ist für die bayerische Heimatpflege ein schwerer Verlust, denn Dieß war als Erster Vorsitzender des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, der staatlich aner-

kannten Gutachterstelle für alle derartigen Fragen, sozusagen der oberste Repräsentant der bayerischen Heimatpflege.

Aber er war nicht nur Repräsentant, wozu er alle Vorbedingungen in reichem Maße mitbrachte, eine Reihe von hohen Aemtern, eine trotz ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit doch äußerst imponierende Persönlichkeit, — er war ebensosehr ein in tiefster Stelle der Heimat verhafteter Mensch, der im Kleinsten und Unscheinbarsten das Ewiggültige erkannte und es als begnadeter Heimatdichter auch in vollendeter Weise aussprechen konnte; alles in allem ein Mensch, der jederzeit eine starke heimatliche Atmosphäre um sich schuf.

Und das war auch seine Stärke. Er war kein stiller Forscher, der sich nur einem Zweige der Heimatpflege besonders verschrieben hatte, wenn ihm auch die Volksmusik vor allem am Herzen lag — er stand im Leben, er spürte die Heimat in allem; er litt um sie, konnte sich über sie begeistern und andere mitbegeistern.

So war auch die immer wieder von ihm vertretene Forderung die, zuerst eine dem Heimatgedanken günstige Atmosphäre zu schaffen, als die unumgängliche Voraussetzung für jegliche erfolgreiche Arbeit, und er selbst hat diese Forderung zeit seines Lebens erfüllt.

Seine Wiege stand in Niederbayern, und zwar, wie er selbst voll Stolz sagte, „dort, wo es am niederbayerischsten ist“. In Bad Höhenstadt kam er am 25. Juni 1884 als Sohn eines Lehrers zur Welt; im benachbarten Pocking, wohin sein Vater später versetzt wurde, ver-

brachte er seine Jugend. Das Gymnasium besuchte er in Passau und Landshut; später studierte er Rechtswissenschaften und wurde Rechtsanwalt, eine Tätigkeit, welche ihm ein so hohes Ansehen verschaffte, daß er sowohl durch die Bayerische, wie auch durch die Reichsregierung mit ehrenvollen Aufträgen bedacht wurde. Dieß war eine Kapazität auf dem Gebiet des Urheber- und Erfinderrechts. Im Dritten Reich galt er wenig und hat sich auch nie darum bemüht, dort etwas zu gelten; ja, gegen Ende des zweiten Weltkrieges zog er sich sogar auf seinen kleinen Bauernhof bei Miesbach zurück und bewirtschaftete diesen mit seiner Familie. Doch dieses Leben *procul negotiis* währte nicht lange.

Nach dem Zusammenbruch 1945 wurde er als Ministerialrat ins Justizministerium berufen und bald darauf zum Generaldirektor der Bayerischen Staatstheater ernannt. Seit 1946 wirkte er als Professor an der Universität München, später wurde er zum Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, Abteilung Schrifttum, und zu alledem 1948 noch zum Ersten Vorsitzenden des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege gewählt.

Gerade letzteres Amt lag ihm besonders am Herzen; ihm widmete er nach seiner Pensionierung 1952 seine ganze Kraft und nahm

Anteil an ihm bis in seine letzten Tage. Sein Wirken für die Heimat hat mit seinem Tode nicht aufgehört. Denn außer einer Reihe von Dichtungen, welche mit zu den Besten gehören, was die bayerische Literatur in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat, die bei Heimeran erschienenen Bändchen „Stegreifgespräche“ (1936), „Das Heimweh“ (1940), „Der kleine Stall“ (1947), „Der singende Apfelbaum“ (1950) und „Madeleine Winkelholzerin“ (1954), in denen er sich stets zur heimatlichen Art und Sitte bekennt und für sie wirbt, ist die Tatsache gar nicht hoch genug einzuschätzen, daß ein Mann, dem infolge seiner starken Persönlichkeit, seiner großen Kenntnisse als Jurist, Theaterfachmann und Schriftsteller, die ganze Welt offenstand daß dieser Mann kein größeres Ziel kannte, als seiner geliebten Heimat zu dienen.

Wilhelm Dieß hat uns ein kostbares Vermächtnis hinterlassen: Das Bekenntnis zur Verbundenheit mit der Heimat, zu bodenständigem Brauch und Sitte und die Mahnung, an ihnen unerschütterlich festzuhalten. In einer Zeit der uns umbrandenden Ueberzivilisation, in der so mancher glaubt, heimatliches Brauchtum als überlebt abtun zu dürfen, hat Wilhelm Dieß aufgezeigt, daß ein Leben für die Heimat, für Brauchtum und Sitte niemals rückständig ist; es wird auch in Zukunft Gültigkeit behalten.

Rund ums Mankei

Altes und Neues vom Murmeltier

Bei dem Namen „Murmeltier“ denkt man unwillkürlich an das Zeitwort „murmeln“. Nachdem die Stimme des Mankeis aber wirklich nichts mit einem Murmeln zu tun hat, mußte man nach einer anderen Deutung des Namens suchen. Man kam auf die althochdeutsche Namensform zurück. Sie lautet „murmunte“, auch „murmuntin“ und entstand aus dem lateinischen *mure(m)mont(is)*. Das heißt „Bergmaus“. Darauf gehen auch rätö-romanisch *murmunt*, italienisch *marmotta*, französisch *marmotte* — lauter Bezeichnungen des Murmeltieres — zurück. Dem Namen wurde später, ähnlich wie bei „Maultier“ (althochd. *Mul*) und „Rentier“ (norwegisch und schwedisch *ren*) noch ein „-tier“ beigelegt. In der Schweiz ist das Murmeltier der „mungg“ oder die „mungge“. In Oesterreich heißt es „Mankei“, wie bei uns in Bayern. Die Herkunft dieses Namens läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Mit dem englischen *monkey* (Affe) soll er nichts zu tun haben (obwohl das Mankei wie dieser ja auch sehr possierlich ist). Manche meinen, daß Mankei von Mann, Männchen, Mannchen, Manke abgeleitet sein könne und mit dem

Männchenmachen des Murmeltieres zu erklären sei. Ein besonders origineller Name für das Murmeltier ist uns aus der Mitte des 16. Jahrhunderts aus der Schweiz überliefert. Er lautet „Mistbellerli“. In der deutschen Uebersetzung (1583) der berühmten „*Historia animalium*“ des Schweizer Naturforschers Konrad Gesner (gest. 1565) ist darüber zu lesen: „So dise thier (Murmeltiere) mit einander spilen oder gopend (gopen — im Scherz herumalben) so fürend sy ein geschrey wie die Katzen; wo sie aber zornig/oder sunst enderung des Wätters (Wetters) anzeigen wöllend/so habend sy ein scharpff/laut geschrey/gleich der stimm einer kleinen laut/hoch oder starker geblasenen pfeiffen/welche stimm dem gehör der menschen nit wenig widrig ist. Von sölcher scharpff und laut tönender stimm werdend sie von etlichen Mistbellerle genant.“ Interessant ist, daß Gesner hier auch, die als Pfiff bekannte Lautäußerung des Murmeltieres schon klar als Schrei bezeichnet — eine Tatsache, die lange umstritten war und erst kürzlich endgültig belegt worden ist. Es handelt sich beim Murmeltier tatsächlich nicht um ein Pfeifen, son-

dern um einen echten Stimmlaut, einen schrillen, hohen Schrei. In dem obenerwähnten Gesnerschen Tierbuch finden wir auch die noch heute immer wieder aufgewärmte Fabel vom „Heu-Einfahren“ der Murmeltiere. Diese ist aber noch viel älter, ja, geradezu uralte. Gesner erzählte sie nur nach. Schon vor fast 2000 Jahren überlieferte sie der römische Schriftsteller Plinius (gest. 79 n. Chr.). Er berichtet in seiner uns erhalten gebliebenen „Naturgeschichte“ von der „Alpenmaus“ (mus alpinus), wie er das Murmeltier nennt: „Auch die Alpenmäuse, welche die Größe der Dachse haben, verbergen sich (im Winter) aber erst, wenn sie Futter in ihre Höhle gebracht haben. Einige erzählen, daß sie abwechselnd, bald das Männchen, bald das Weibchen, auf dem Rücken liegend einen Büschel Gras über sich halten, sich dann von dem anderen mit den Zähnen am Schwanz fassen und sich so zur Höhle ziehen lassen. Deshalb soll auch um jene Zeit ihr Rücken ganz abgerieben sein.“ Daß der alte Plinius nie ein Murmeltier zu Gesicht bekommen hat, ergibt sich ohne weiteres daraus, daß er es in Größe eines Dachses beschreibt. Bekanntlich ist das Murmeltier bedeutend kleiner als dieser. Erst ab Mitte des 16. Jahrhunderts begann eine eingehendere Erforschung der hochalpinen Tier- und Pflanzenwelt. Nur wenige kühne Einzelgänger waren es, die in die höheren Alpenregionen vordrangen. Auch ist gerade das Murmeltier in seinen Lebensgewohnheiten nicht leicht zu beobachten. Es haben wohl seinerzeit humorvoll veranlagte Gebirgler dem alten Plinius den Bären aufgebunden von dem Heu einfahrenden „Murmeltier-Karren“. Die Lügengeschichte konnte sich um so leichter bis heute erhalten, als das interessante Bergwild Murmeltier von der zoologischen Forschung etwas vernachlässigt wurde und das Wissen um dieses Tier noch jetzt manche Lücke aufweist. Fünf bis sieben Monate hält das Murmeltier jedes Jahr Winterschlaf. Wir Menschen, die wir uns an alles

gewöhnen, nehmen den Winterschlaf des Murmels als fast selbstverständliche Eigenschaft hin. Dabei stehen wir hier vor einem der größten Lebensrätsel unserer Tierwelt. Alle Lebenstätigkeiten des schlafenden Mankeis sind dabei auf ein äußerstes Mindestmaß herabgesetzt und arbeiten nur träge mit langen Unterbrechungen. Der Winterschlaf des Murmeltieres gleicht fast dem Scheintod. Sein Herz macht oft in der Minute nur noch einen Schlag.

Die Gesamtpopulationsziffer des Alpenmurmeltieres wird auf 50 000 bis 100 000 Stück geschätzt. Mindestens zehn Prozent der Vorkommen sind nicht autochthon, sondern verdanken ihre Existenz einer völlig unregelmäßigen, künstlichen Besiedlung. Den Anlaß hierfür dürfte wohl vor allem die Freude an den harmlosen und munteren Tieren gegeben haben. So ist es auch nachweisbar, daß die Murmeltiervorkommen im Gebiete des Forstamtes Hohenaschau (Chiemgau) durch Verpflanzung entstanden sind. Meist aus Oesterreich stammende Tiere wurden durch den Freiherrn v. Cramer-Klett in den achtziger Jahren hier wieder eingesetzt. In den letzten Jahren besonders haben sich die Mankeis im Geigelsteingebiet erfreulich vermehrt. Neben den Hauptwohnplätzen sind mehrere kleinere Wohnkolonien neu entstanden. Einzelheiten über das Gemeinschaftsleben der „Bergkobelde“ sind aber bis heute kaum bekannt.

In gewissem Sinne klassisch wurde das zum Tanzen abgerichtete Murmeltier des Savoyardenknaben in Goethes „Marmottenlied“ aus dem „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“:

„Ich komme schon durch manche Land
Aveque la marmotte!
Und immer ich was zu essen fand
Aveque la marmotte
Aveque si, aveque la,
Aveque la marmotte.“

Josef Thomas

Das Frauenbad in Bad Aibling

Von Jakob Albrecht, Bad Aibling

Wenn man von einem Frauenbad in Bad Aibling spricht, so meint man nicht ein Bad, das nur für das weibliche Geschlecht bestimmt ist, sondern es heißt so, weil es sich im Eigentum der Pfarrkirche befand, welche der Gottesmutter, Unserer Lieben Frau, geweiht ist. Dieses Bad, in der Kirchzeile gelegen, wurde bereits 1424 zur Pfarrkirche gekauft. Das Badewesen hatte durch die Kreuzzüge im Abendland einen starken Aufschwung erhalten. Man ahmte die orientalische Sitte der Schwitzbäder nach, da sie als einzig wirksames Mittel gegen den eingeschleppten Aussatz galten. Freilich die verbreitetste Bade-

form waren die Wannebäder. Wohlhabende Leute bedachten die Bäder mit Stiftungen, warfen in ihren Testamenten Beträge aus, deren Zweck es war, den Armen am Sterbetag des Stifters ein Bad zu bereiten. Man nannte diese Bäder Seelbäder. Um 1700 ging das Badewesen zurück, als der Preis für Brennholz hoch gestiegen war. Nun war aber der Bader nicht bloß Bademeister, sondern übte auch die Heilkunst aus: Schröpfen, Egelssetzen, Zahnziehen und Wundbehandlung.

Das Aiblinger Frauenbad war leibrechtig, das heißt es wurde auf Lebenszeit vergeben. Der jeweilige Bader mußte jährlich sechs

Gulden an die Pfarrkirche zahlen. Im Jahre 1545 erscheint als Bader Stephan Mann. Unter ihm wurde das Bad mit einem Kostenaufwand von 163 fl. 49 kr. 2 hl. neu gebaut. Aus der Baurechnung, die noch vorhanden ist, ersehen wir den hohen Wert des Geldes in damaliger Zeit. 2000 Ziegel, die aus Rosenheim bezogen wurden kosteten 4 fl. 50 kr., 2900 Bretternägeln 3 fl. 30 kr. Sechs Maurer erhielten in 99 Tagen 8 fl. 48 kr., der Mörtelkocher in 14 Tagen zu je 8 kr. insgesamt 1 fl. 52 kr. Acht Tagelöhner arbeiteten miteinander 148 Tage und wurden mit 16 fl. 16 kr. entlohnt, sechs Zimmerleute in 142 Tagen mit 17 fl. 4 kr. Der Zimmermeister Christian Wallner bekam für 31 Tage je 6 kr. und die Kost, später ohne Kost täglich 12 kr. Wie der Bader Stephan Mann das Haus bezog, gab er den Bauleuten und einigen Ratsmitgliedern ein Mahl, „die Hausnudeln“, wie die Chronik berichtet, wozu auch der Pflegerichter und der Pfarrer geladen waren. Da bei diesem Mahl drei Tische besetzt, also die Auslagen beträchtlich waren, „sind ihm“, wie die Chronik hinzufügt, „die Kirchpröbst mit Willen eines Rates zuhilfe kommen mit 1 fl. 7 kr. 2 hl.“.

1574 treffen wir als Bader einen Hans Schenk, 1636 einen Jörg Pernegger. 1685 kommt als Bader vor Wolfgang Baumgartner, der das Bad am 18. April 1681 dem später bei Sendling gefallenen David Reiserer aus Mering bei Augsburg überläßt. Von diesem erwirbt es 1685 ein Leopold Wüstner. Um diese Zeit wird auch ein weiterer Bader namens Hönig von Germershausen in Schwaben angenommen, der von Simon Hagn in Willing die Badergerechtigkeit kaufte und sich anheischig machte, in Aibling ein Haus zu kaufen, „weil ein Bader korrumpiert sei und der andere die Bürgerschaft nicht befriedigen kann“. Es scheint aber doch aus der Niederlassung nichts geworden zu sein. Wir ersehen daraus, daß hier noch ein zweiter Bader ansässig war, und zwar auf dem sogenannten Kropfkrameranwesen am Bichl, an dessen Stelle jetzt die Kurpension „Karolinenschlößchen“ steht.

Eine bedeutende Rolle spielte zu Beginn des 18. Jahrhunderts der auch dem Rat angehörige Bader Jakob Wörschky. Bevor er sich hier niederließ, hatte er den Türkenkrieg als Feldscher mitgemacht und dabei reiche Erfahrung in der Wundbehandlung gesammelt. Er legte dem Magistrat eine Rechnung über die Behandlung von 26 in der Mordweihnacht von Sendling 1705 verwundeten Bürgern vor. Als Witwer verheiratete er sich 1701 mit der Tochter Renate Emerentiana des Gerichtsbeamten Lorenz Aschl. Nach deren Tod heiratete er 1722 eine Griechin namens Maria Ferdinanda aus Patras, welche mit einer Gräfin Hund von Brannenburg und ihrem Gatten Christoph Klein, einem herzog-

lich württembergischen Obristwachtmeister, nach Bayern gekommen war. Sie starb aber bereits nach sechs Jahren. Im Sterbebuch der Pfarrei befindet sich beim Eintrag ihres Ablebens in lateinischer Sprache die Bemerkung die wir deutsch wiedergeben: „Sie begann ihr Leben an dem Orte, an welchem der Apostel Andreas durch das Martyrium sein Leben beendete; sie mußte wohl hieher kommen, um früher mit Tod abzugehen.“ Ein viertes Mal schloß Bader Wörschy den Bund fürs Leben 1728. Als er aber schon im nächsten Jahre starb, verheiratete sich seine Witwe Maria Rosina mit dem Chirurgen Johann Michael Eisenschmid, dem Sohn des Marstallers Benedikt Eisenschmid von Benediktbeuern. Eisenschmid heiratete ein zweites Mal nach dem Tod seiner Gattin am 25. Juni 1748 die Tochter Maria Elisabeth des Tölzer Bürgermeisters und Gastwirts Friedrich Högg. Nach dessen Tod verheiratete sich seine Witwe mit Johann Michael Sieber, dem Sohn des Chirurgen Michael Sieber von Einsbach bei Dachau. Um diese Zeit hatte die Abgabe von Reinigungsbädern bereits aufgehört. Die Bader waren ausschließlich zu Wundärzten geworden, wenn sie auch meistens gleichzeitig die Geschäfte eines Barbiers besorgten, zum Beispiel Bartscheren, Haarschneiden und so weiter. Die beiden letzten Bader Eisenschmid und Sieber saßen auf dem Kropfkrameranwesen auf dem Bichl. Weil das Baderanwesen in der Kirchzeile damals in den Steuerregistern nicht vorkommt, glaubt Kooperator Grassinger, der Aiblinger Geschichtsschreiber, daß es während der Besetzung Bayerns durch die Oesterreicher im österreichischen Erbfolgekrieg eine andere Bestimmung erhielt, wahrscheinlich für die Besetzung requiriert war.

Der Nachfolger Siebers, der seine Tochter Therese 1784 ehelichte, den wir wieder auf dem Frauenbad in der Kirchzeile treffen, war Michael Gschwändler, Sohn des Chirurgen Bartholomäus Gschwändler in Gmund am Tegernsee. Als Gschwändler 1800 starb, ehelichte seine Frau im gleichen Jahr den Chirurgen Josef Schwarzkopf, einen Schreinermeisterssohn von Weißenstein in Schwaben. Nachfolger Gschwändlers wurde sein gleichnamiger Sohn, der 1822 von der Regierung als Landarzt aufgestellt wurde und sich 1829 mit Walburga Niggel, einer Tochter der weitbekannten Wirtsfamilie Niggel in Kirchdorf am Haunpold, vermählte. Sein Sohn Anton, der ein hohes Alter erreichte, hatte Medizin studiert und war praktischer Arzt. Mit seiner Frau Rosina Schwaiger aus Pförring erzeugte er zwölf Kinder. Viele Jahre übte er seine Praxis aus und stand bei der Bevölkerung in großem Ansehen. Die Erinnerung an ihn hält ein Brunnen in der Nähe seiner Behausung

Der Flickschneider

Von Lorenz Strobl

Du sapprischer Schneider,
Ich helf dir gleich drahn,
Ich brech dir dei' Nadl ab,
Daß du nimmer kannst nahn!

Hunderterlei Verserl und Gstanzl haben die Kinder für den Flickschneider aufgehoben, wenn er zum Ausbessern und Anfertigen der Hosen und Joppen auf den Hof kam. Seine Arbeit war nicht immer schön, dafür aber um so dauerhafter, denn das „tucherne Zeugs“ von damals hielt Generationen durch. Der Flickschneider Thomerl war kein Spaßverderber. Wie ein Federspiel hopste das gringe (leichte) Manderl auf den Bauertisch oder das breite Fensterbankl und fing im Schneidersitz das Nadeln an.

Denn dreizehneinhalb Schneider
Die wiegn vierzehn Pfund,
Und wann sie's net wiegn,
Dann san sie net gesund.

Wenn aber die Lauser zu dick auftrugen, kam er mit dem Ellenstab und staubte sie zur Tür hinaus. Die Schneider waren von jeher, wie kein anderer Stand, Zielscheibe des Spottes. Einmal hätte ein Floh einen Schneider bald umgebracht, wenn ihm nicht eine Laus zu Hilfe gekommen wär. Dann versteckte er sich in sein Nadelbüchl. Der Geißbock ist des Schneiders Pferd. Mit den Bockshörnern bohrt er die Knopflöcher, der Geißbuckel ist seine Werkstattbrücken, die Füße nimmt er als Hosenträger und kriegt von ihm noch Kaffeebohnen gratis obendrein.

Wintermäntel wurden vor 1900 von den Bauern nicht getragen, dafür tucherne, dickgefütterte Joppen. Für die Feiertage fertigte der Thomerl die blauen, schweren Kirchenröcke mit den Silberschließen am Kragen. Zur Arbeit hatten sie bock-, geiß- oder kalbslederne Hosen in schwarzer Farbe, die sich

wach, den ihm zu Ehren seine Söhne errichtet haben. Sein Sohn Hugo verehelichte sich mit der Gutsbesitzerstochter Anna Tregler von Pullach und führte die Praxis mehr als drei Jahrzehnte weiter. Er starb am 15. Juli 1854, nachdem ihm seine Frau im Tod vorausgegangen war. An seine Stelle trat sein Sohn Josef Gschwändler.

Fast vier Jahrhunderte war die Kirche Obereigentümerin des Frauenbades. Wie so vieles anderes ging es ihr im Zug der Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts verloren.

von Geschlecht zu Geschlecht weitervererbten und so speckig wurden, daß sie nach dem Ausziehen von selber in der Kammerecke standen. Hie und da wurden sie aufgeschwärzt und aufgeglanz. Waren die Knie durchgewetzt, „nagelte“ der Flickschneider wieder einen neuen Lederfleck d'rauf. Die „niederer“ Bauern oder Gütler hatten nur „ain rupfes vnd ein harbes par Hosen“.

Besonders stolz waren die Bauern auf ihre Sammetleibl (Westen) mit der Doppelreihe von Silbertalern als Knöpfe. Diese wurden getragen, als die Bauern noch „geldige“ Zeiten hatten. Da wird noch heute von einem Rottaler Bauern erzählt, der jeden Herbst sein ganzes Geld durch die Windmühl (zum Putzen vom Getreide gebraucht) treiben ließ. Die Goldgulden und schweren Silbertaler faßte er in einem Schwingerl (Fechtkorb) und trug sie in das Haus zurück. Die Kreuzerl, Silberling und Zwanzgerl, die rückwärts aus der Mühle staubten, durften die Kinder und Bettelleute klauben und behalten. Wo der Bauer aber gehaust und gelebt, konnte ich bis heute noch nicht erfahren.

Das „Ehregwandl“ für den Hochzeiter war schwarz tuchen und die Elle (80 cm) kostete einen Gulden. Minderbemittelte begnügten sich mit einem „Zeug“ (Stoff) von 40 bis 45 Kreuzern. Natürlich wurde der Schneider wieder zum Anfertigen der männlichen Aussteuer angefordert und oftmals versah er noch das Amt eines „Progoderers“ oder Hochzeitsladers. Noch einträglicher war sein Geschäft als „Heiratsschmuser“ oder Hochzeitmacher. Da er mit der „Stör“ viel auf Bauernhöfen herum kam, „kuppelte“ er die jungen Leute zusammen und erhielt sodann Prozente von dem ausgemachten Heiratsgut.

Alle Kleidungsstücke für Männer und Buben, mit Ausnahmen der Hemden, wurden vom Flickschneider angefertigt. Dabei ging es nicht immer ganz genau. Der Diewalden-Sepperl bekam damals als Kommunionbübl ein neues Gwandl gebaut, in das er erst als Hochzeiter reingewachsen war. Die Hose mußte man bis zur „Irxen“ (unter die Schulter) hinaufziehen, um nicht darauf zu treten.

„Warum net“, verteidigte der Thomerl seine Machweise, „erstens kannst meine Hosen tragen bis zum Gottsacker umma und zwoatens brauchst koa Schilleleibl (Weste) dazu, wann die Hosen bis zum Hals auffi geht!“

Und recht hatte der Flickschneider Thomerl. Aber wieder sind es die alten Trachten, die beweisen, daß es auch in jenen Tagen ganz kundige und gewandte Dorfschneider gegeben hat.

Herr von Obernberg im Aschauer Tal

Reise-Eindrücke aus Hohen- und Nideraschau vor 150 Jahren

Ende des 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts lebte in München ein — zuerst kurfürstlicher und dann königlich/bayerischer — Kreisdirektor namens Joseph von Obernberg, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Naturforscher und Reiseschriftsteller im Nebenberuf. Dieser wissensdurstige Mann hat sich in seiner freien Zeit im bayerischen Hochland viel umgesehen, um Land und Leute kennenzulernen, zu einer Zeit, da das Reisen alles eher als ein Vergnügen war. Was er auf diesen Studienfahrten gesehen und erlebt hat, das hat er in einem — 1815 in München im Druck erschienenen — Buch der Oeffentlichkeit übergeben. „Reisen durch das Königreich Baiern“ ist dieses Werk betitelt. Im ersten Teil, das den Isarkreis behandelt, schildert der Verfasser unter anderem auch seinen mehrtägigen Aufenthalt im Aschauer Tal, in Hohen- und Nideraschau im Sommer des Jahres 1797. „Hier fand ich es romantisch schön!“ schreibt er darüber zu Beginn eines Briefes an seinen Freund in München, dem er ausführlich und mit der zu damaliger Zeit üblich gewesenen Umständlichkeit und Uebertreibung berichtet.

Von Rosenheim, wo er sich „etliche Tage dem Genuß gesellschaftlicher Freuden überließ“, trat er die Reise ins Aschauer Tal an, in das „mannlehnbare Herrschaftsgericht II. Classe Hohenaschau“, dem damals rund 2200 Familien als Untertanen angehörten. Ueber Riedering, Söllhuben und Frasdorf fuhr Herr von Obernberg in seinem Reisewagen nach Nideraschau, „einen einem Marktflecken ähnlichen artigen Ort. Hier fand ich gute Aufnahme in einem reinlichen Gasthaus und ringsherum um mich her industrieöse Bewohner.“ Nun — ein industrieller Ort war Nideraschau zwar nicht, aber Handwerker gab es genug und deren „Betriebe“ hat Herr von Obernberg auch eingehend besichtigt, wobei ihm manche „industrieöse“ Einrichtung aufgefallen sein mag. Anerkennend äußert er sich über die „Arondierung der Grundstücke in Nideraschau Flur, die hiedurch in den blühenden Zustand versetzt wurden, der mein Auge so sehr entzückte. Der gräfliche Waldmeister des Ortes, Herr Wening, hatte diese Ausgleichung unterzogen und sie glücklich erzwengt.“ Auch die reichen Obstanlagen um Nideraschau finden den Gefallen unseres Reisenden. „Birnen, Aepfel, wälsche Nüsse gedeihen an den südlichen Hängen und ihr Ueberfluß wird nach München, Reichenhall und ins Tyrol verführet.“ Nicht minder interessiert er sich für die Fischerei im Aschauer Tal.

„Das Fischwerk besteht aus Aeschen (daher auch der Name dieses Tales) und Forellen der Prien, aus Wallern, Hechten, Rothaugen und Weißfischen, welche sich im kleinen Bärnsee (?) nähren. Diese umgeben Filze (Moore), das Abzugswasser ist reich an Krebsen und nennet sich daher den Krebsbach.“ Auch über den Torfstich im Aschauer Tal, der von einem gräflichen von Preysing'schen Beamten in Prien im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ins Leben gerufen worden ist, läßt sich Herr von Obernberg unterrichten.

Ausgiebiger ist das Ergebnis seiner Studienfahrt bei seinem Besuch in Hohenaschau, „einer kleinen Ortschaft, die mich beim ersten Eintritt mit dem Ansehen eines Städtchens überraschte“. Hier ist es natürlich in erster Linie die Burg, die sein Auge fesselte. „Stellen Sie sich vor — schreibt er begeistert seinem Münchner Freund —, wie zu beyden Seiten des Thales Berge von verschiedener Form und Höhe sich erheben und in der Mitte zwischen ihnen ein Felsenhügel kühn emporsteigt, frey und unverbunden mit dem hohen Gebirge. Seine Krone ist die Burg Hohenaschau. Zu deren Füßen reihen sich die gräflichen Gebäude, das Bräuhaus, das Hofhaus, des Pflegers Wohnung, die Waldmeister- und Bräugegenschreiberey, alles ebenso zweckmäßig im Inneren gebaut, als gut von außen gestellt an der reinlich gepflasterten Straße. Das Schloß dominiert über dem lachenden Thal, blicket auf den Spiegel des Chiemsees hinaus und hat im prächtigen Vordergrund die drey Kampen zur rechten Seite, die hier als die Matadors der umgebenden Berggipfel imponieren.“

Der Schloßherr Graf von Preysing erlaubt dem Herrn von Obernberg gern die Besichtigung der Burg Hohenaschau, die zu bewundern unser Gewährsmann nicht müde wird. Er erwähnt in seinem Bericht darüber „die ehrwürdige Bauart der Fenster, die braunen Holzdielen mit bemahlten Feldern eingelegt, den weißglasierten Ofen mit der Jahreszahl 1555 und die colossalischen Statuen vom Jahre 1686“. Letztere finden aber keinen rechten Gefallen bei ihm, weil sie seiner Meinung nach mit der Größe und Höhe des Ahnensaales nicht im Verhältnis stehen. Es handelt sich hier um die überlebensgroßen Stückgestalten der gräflichen v. Preysing'schen Ahnen, deren Existenz mit dem Jahre 942 beginnt und die Johann Max II. von Preysing Ende des 17. Jahrhunderts errichten ließ. Viel besser gefällt es Herrn von Obernberg in der mit Pfeilen, Bogen, Turnierlanzen, Schwertern, Sturm-

Der alte Feldhauservater

Erzählt von Franz Fritz

Man will ihr gewiß nichts Böses nachsagen, der Feldhauserbäuerin. Nur mit dem Schwiegervater konnte sie sich nicht recht vertragen. Sein Austrag sei ein wenig zu hoch, die Eier zuviel, das Schmalz auch: Nun ja, alle Sachen meinte sie, wären zu hoch bemessen, alle die Sachen und Dinge, die die alten Leute brauchen.

Die Scholle war der Stolz des alten Bauern. War es ihm zu verdenken, wenn er zu seiner Lebensforderung auch einige Zentner Weizen und Roggen mit einbezog?

Nein! Er war ein gewissenhafter, kerniger Bauer und wollte das auch bei der Uebergabe des Anwesens kundtun. Weil sein Weib gestorben war, tat sich der Feldhauservater noch viel schwerer, wie das bei allen alten bäuerlichen Mannerleuten der Fall ist, besonders wenn die Junge betrifft. Beistand versagt und auch ihren Mann dementsprechend beeinflusst. Die Enkelbuben waren in den ersten Jahren ihrer Kindheit freilich recht lieb zum Großvater, nannten ihn den lieben „Vodei“, streichelten ihm die grauen Bartstoppeln und lauschten den alten Bauernmärchen, die er vortrefflich zu erzählen wußte. Als aber die Buben mit dem zunehmenden Alter einsahen, daß sie mit ihrer

haben, Panzern, Doppelhaken und neuen Gewehren ausgestatteten Rüstkammer, die ihn „ganz ins Altertum und ins Mittelalter“ versetzt. Ein anderer Teil des Schlosses erregt sein Entzücken, denn „er eröffnete mir die reizendste Aussicht über die grünen Teppiche, über die wildenwartischen Berge ins offene Land gen Prien und führte mich dann wieder in den herrlichen Tempel einer freundlichen Natur zurück“.

Von der Burg aus führt ihn der Weg zu den Hohenaschauer Hüttenwerken an der Westseite des Burgberges. Sie bestanden damals aus fünf Frischfeuern und gaben 346 Personen Arbeit und Verdienst, „jene nicht eingerechnet, die durch Kohl-, Erz- und Eisenfuhrwerk ihren Erwerb suchen. Der Drahtzug allein nähret 65 Menschen und in den Werkstätten schaffen 14 Nagelschmiedmeister, die durch Herstellung von Sichel, Sensen, Hacken, Spaten, Schaufeln ein schönes Stück Geld verdienen. Sie können sich das lebhaftere Vergnügen vorstellen — lieber Freund —, das ich bey der Ansicht dieser einträglichen Industrie-Gegenstände genoß. Doch Sie müssen es selber sehen, wenn Sie diese Gegend bereisen, wie hier alles klopft und hämmert und dabey munter und guter Dinge ist.“

August Sieghardt.

Liebe zum Großvater die der Mutter einbüßten, zogen sie sich ein wenig scheu und aus einem unbestimmten Gefühl heraus immer mehr zurück und der Großvater wurde immer einsamer.

Aber etwas war da, das ihn nicht vergaß — die Arbeit. Sie war ja schon immer der Inhalt seines schaffenden Lebens im Bewußtsein ihrer Notwendigkeit.

Aber dann trat eine unvorhergesehene Aenderung ein. Der junge Bauer mußte zum Heeresdienst. Fort von Acker, Pflug und Sense, fort von Saat und Drusch. Und auf wen wartete das alles? Auf den Großvater!

Dem gab es einen Ruck, eine straffe Bewegung durchfuhr ihn und er fühlte: Jetzt komme ich auch wieder zur Geltung, wenn auch durch Zeitverhältnisse, die nicht besonders erfreulich sind. Der Sohn sagte beim Abschied: „Vata, nimm dö Zügl wieda in d' Hand!“ Und der Vater freute sich über die knappen Worte, die weniger eine Bitte als eine stolze Anweisung waren.

Stramm führte nun der Alte den Pflug zur Herbst- und Frühlingssaat. Die Sense wurde geschmeidig in seinen arbeitsgewohnten Händen und die Pferde wieherten ihm ihren Gruß entgegen, wenn sie am Morgen zum Futterholen eingeschirrt wurden. Sein Austragsstüberl hatte der Feldhauser mit der hellen Bauernstube vertauscht. Freundlich war jetzt das Gesicht der Bäuerin, wenn sie dem Schwiegervater „Guten Morgen!“ oder „Gute Nacht!“ wünschte.

Früher konnte man von der Bäuerin als Einleitung zu manch unger Außerung hören: „Der Alte nimmt sich zuviel heraus, da müßt sich unsaoans fast kuschen!“ Jetzt aber sagt sie bei jeder Mahlzeit: „Vata, nimm da mehra raus, geh, tua dir do mehra außa.“ Und dem alten Feldhauser schmeckt das Essen, so daß seine kleine Enkelin neulich sagte: „Göi, Vodei beim Essn mogst koane Gschichtn vozähl!“ Und lachend erwiderte er: „Na, Roserl, aba auf d' Nacht, wenn ma Feirabend ham!“

Die zwei Buben nahmen die Mitteilung sogleich freudig in Beschlag und einer erlaubte sich die harmlose Bemerkung: „Göi, Großvadei, dös freut di scho aa, daß dir d' Muatta iaz a so zuaklaubt!“ Was blieb dem Feldhauservater übrig, als herzlich zu lachen, als er dabei in das rot gewordene Gesicht der Schwiegertochter sah, die sich dabei dachte: „Ja, i bi gründli bekehrt worn!“

Wie der alte Feldhauser sein Selbstbewußtsein, so bekam die Bäuerin ihre vernünftige Einsicht wieder zurück.

Als dann der junge Bauer heimkehrte, fand er seine Leute im besten Einvernehmen vor und Vieh, Felder und Wiesen im tadellosen Zustand.

„O heiliger Leonhard, wir bitten Dich!“

Kleine Streiflichter um seine Verehrung in Altbayern

Was dem altbayerischen Bauern seine Rösser bedeuten, sagt der herbe Spruch: „s Weibersterb'n ist koa Vaterb'n, aber 's Roßverrecka, des ko die schrecha.“ Kein Wunder, wenn sich das Landvolk seit Jahrhunderten eines Nothelfers und Tierpatrons versichert, den es bei Seuchen und Suchten um Hilfe anfleht und ihm zu Ehren Wallfahrten nach alten Kultstätten unternimmt, wo es Pferde und Wagen segnen läßt. Es ist der hl. Leonhard, der nicht nur „miltreich zugethan dem Vieh, den Küh, den Rossen...“, sondern auch als Helfer bei schweren Geburten, bei Unfruchtbarkeit und Geisteskrankheiten sowie in Gefangenschaft angerufen wird.

„St. Leonhard, du großer Mann,
Schaff' Freiheit und Gesund uns an,
Behüte uns vor Pest und Tod,
Erbitt' es beim dreieinig'n Gott!“

In Oberbayern gibt es an die 80, in Niederbayern 33 Kultstätten des hl. Leonhard. Die Zahl der Orte, an denen heute noch Leonhardiumritte stattfinden, ist bedeutend größer.

*

Die älteste Leonhardikapelle ließ nach der Tegerseechronik im Jahre 1184 Abt Rupert I. in Kreuth erbauen. Sie war romanisch und stand bis 1490. Abt Konrad V. erbaute dort eine neue gotische Leonhardikirche, die 1687 (Barock), 1776 (Spätrokoko), 1864 (Neugotik) und schließlich 1930 umgestaltet wurde. Kreuth ist auch eine der ältesten Leonhardiwallfahrtsstätten und hat einen der bekanntesten Leonhardiritte.

*

Kettenumspannte Leonhardikirchen und Kapellen sind auf dem Kalvarienberg zu Tölz, in Nußdorf am Inn, in Tolbath bei Ingolstadt und in Ganacker bei Landau an der Isar.

*

Die kirchliche Kunst zeigt St. Leonhard im Mönchsgewand mit der Kette. Diese Bilder stammen meist aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Die Altarflügel von St. Leonhard im Buchat bei Schnaitsee (Oberbayern) sind von hohem künstlerischem Wert. — Das barocke Altargemälde der Leonhardikapelle Weiher bei Grassau zeigt St. Leonhard als Geburtshelfer.

*

In Kastl bei Mühldorf brennen die Bauern beim „Roßamt“ am Umrittage soviel Wachskerzen, als sie Pferde im Stalle haben. — In Greimharting wird vor dem Umritt zu Ehren des hl. Leonhard eine Lichterprozession gehalten, wobei die Leonhardistandarte und die von den Gemeinden gestifteten Opferkerzen mitgetragen werden. — Beim Leon-

hardritt in St. Leonhard bei Waging opfereten früher die Traunwalchener eine Pflugschar als Zeichen der Fruchtbarkeit. — In Fürstenfeldbruck reiten die Burschen durch das Innere der Leonhardikirche. Bekanntlich sollen die Pferde zum Allerheiligsten „hinschauen“ können. Der Brauch herrscht auch heute noch zu St. Willibald in Jesenwang (Kreis Fürstenfeldbruck).

In Aigen am Inn ritten früher auch die Weiberleut dreimal um die Kirche herum. Die Schatzkammer im frühgotischen Sattelturm dieser alten Leonhardikultstätte birgt eine Fülle kleiner eiserner Opfertiere, die die Bauern auf Leonhardi kaufen und dann am Hochaltar des Heiligen opfern. Das Opfergeld gehört der Leonhardikirche. In der sogenannten „Würdinger Hütte“ am Westturm der Kirche stemmen Burschen und Männer dem Heiligen zuliebe den kopflozen „Männerliendl“ („Würdinger“ mit etwa 150 kg), den „Ranagel“ oder das „Kolmannndl“, lauter eisenschwere, rohgeschmiedete Bildklötze. Wallfahrende Frauen und Mädchen messen sich im Heben des „Weiberliendl“ (etwa 50 Kilogramm). Der „G'wandzerreißer“ ist weniger beliebt, das „Fatsch'nkindl“ ist abhanden gekommen. Die Wallfahrer heben die Eisenklötze, weil sie sich davon eine magische Steigerung ihrer Kraft erhoffen.

*

Während und nach der Leonhardifahrt knallen im Isarwinkel die Burschen ausgiebig mit Peitschen. Ursprünglich diente dieser Lärmbrauch dem Zweck, die Dämonen zu verjagen, die angeblich Pferd und Vieh Schaden zufügten. Als wirksames Abwehrmittel tragen die Handpferde der Leonhardiwagen (Leonhardttruh) aus dem gleichen Grunde am Zuggeschirr und Kummel Dachsfel und rotes Tuch.

Während der Leonhardifahrten wird fleißig gebetet.

„Damit ma 's Richtige bezweckt,
Wird bei de Rosenkränz ei'glegt:
O heil'ger Leonhard, bitt für uns!
Ma möcht' doch moan, dageb'n kunnt's,
Wenn auf an oanzig'n Wag'n scho'
a Stuck a sechz'g ihn ruaf'n o!“

Sauer, Törwang

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühdorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kober, Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühltdorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1957

Dezember

Nummer 8

Unter dem Stern von Bethlehem

Weihnachtskrippen verraten Herz und Gemüt unseres bayerischen Landvolkes — Das Heilige Land steht mitten im heimatlichen Erleben

Nirgends findet das Geheimnis des Weihnachtswunders einen besseren symbolischen Ausdruck als in der Krippe, die Jahrhunderte älter ist als der lichter geschmückte Christbaum.

Nicht nur in allen Kirchen, auch in den meisten Bauernhäusern stand früher ein Kripplein, groß oder klein, einfach oder künstlerisch gestaltet, je nachdem es der Geldbeutel des Besitzers gestattete. Nächst Tirol wurde Bayern zum kripplerfreudigsten Land, trotz Aufklärung und Säkularisation. Hier blieben beseelte Frömmigkeit und lebendiges religiöses Spiel stark genug, um dem Krippengedanken eine feste Heimstatt zu sichern.

Noch heute finden sich in unseren Bauernhäusern Kripperl als Familienbesitz, an denen Generationen gebaut, geschnitzt, gemalt und gebastelt haben. Nicht selten verlangte die Aufstellung solcher Krippen mit der Zeit ganze Stuben. Liebevoll wurden sie über Jahrhunderte hinweg betreut, repariert und ergänzt.

Schon der szenische Aufbau solcher Krippen war gewöhnlich ureigenes Werk, nicht nachempfunden oder gar nachgeahmt. Die Komposition der Gruppen und Tiere verriet volkskünstlerisches Empfinden. In ihrem Bemühen, die Geburt Christi und anderes biblisches Geschehen aus dem Jugendleben des Heilandes sinnenfällig vor Augen zu führen, waren die bäuerlichen Krippenbauer in den Mitteln nicht wählerisch. Sie verlegten in



ihrer schlichten Auffassung, ihrem rührend naiven Empfinden und ihrer Liebe zur Heimat die Geschehnisse der Heiligen Nacht in die Berge, in das Waldland ihrer Heimat und

gaben den Figuren einen menschlichen Zug. Aus den morgenländischen Hirten wurden altbayerische Bauern in einfacher Tracht. Nur Maria und Joseph sowie die Hl. Drei Könige und ihr Gefolge blieben Orientalen. Den Hintergrund bildeten die schneebedeckten Berge, der armselige Stall von Bethlehem wurde zur schindelbedeckten Almhütte, vor der echter Pinzgauer Schlag, Schafe und Ziegen weideten. Statt der Palmen belebten Wacholdergebüsch, Tannen und Fichten das Schaubild, deckten Moos und Flechten den Boden.

Was die Gemüter bewegte, wurde in die Sphäre des Weihnachtswunders einbezogen. Mit Kraft und Humor schöpften die ländlichen Krippenbauer naturtreu aus dem heimischen Dorf- und Hirtenleben und achteten nicht der Zeitverstoße, wenn sie von ihrem Gesichtskreis aus der Phantasie freien Lauf ließen.

Am bekanntesten war in dieser Beziehung eine seit dem 17. Jahrhundert in Unterhaching bei München zu sehende ländliche Krippe, die in den Darstellungen ein ganzes Kulturgemälde ihrer Zeit mit allen möglichen bäuerlichen, handwerklichen und gewerblichen Betrieben in Bewegung zeigte, angetrieben durch die Wasserkraft des Hachinger Baches. Es gefiel dem Beschauer, wenn sich was rührte. Ein kleiner See mit Schiffelein auf den Wellen, eine in Bewegung gesetzte Mühle, Springbrunnen, Burgen und Brücken, auf den Felsen der Berge Gemse und Hirschen, vom Jäger mit dem Stutzen verfolgt, Bettler, Musikanten, Dudelsackpfeifer u. a. m. redeten von biblischen Dingen in einer selten bildhaften Sprache. Historie und Gegenwart vermengten sich, so daß die Krippe zuweilen weit über die Darstellung des Wunders der Heiligen Nacht hinauswuchs. Trotzdem atmeten die meisten dieser bayerischen Hauskrippen sattsames inneres Behagen, heimelten an, mehr als das Theatralische südländischer Krippen der Barockzeit.

Nicht alle „Krippenmannde“ von Hauskrippen verdanken natürlich ihr Entstehen bäuerlichen Händen. Krippenschnitzer mit Herz und Gemüt haben sich schon frühzeitig damit beruflich oder nebenberuflich befaßt und machten Mitte des 19. Jahrhunderts die Krippenkunst zu einem lebendigen, blühenden Zweig volkstümlicher Kleinkunst. Die Schnitzschulen in Neuhammer, Berchtesgaden und Oberammergau lassen sich die Herstellung kunstvoller Hauskrippen besonders angelegen sein. Im Mittelpunkt dieser Volkskunst stand ehemals auch Tölz, das lange Jahre führend war.

Seit Beginn des 19. Jahrhunderts wurde in den Adventswochen auf dem Münchener Kripperlmarkt alles feilgeboten, was zu einer

hübschen Hauskrippe gehört: ruinenartige Ställe, goldglänzende Sterne, Gott Vater in der Gloriole, Posaunenengel, umschlungen vom Spruchband „Gloria in Excelsis Deo“, Maria und Joseph in buntfarbigen Gewändern, geschnitzte oder wachsbossierte Hirten und Bauern, die Hl. Drei Könige, feurige Araberhengste mit Schabraken und Federbüschen, beladene Kamele, Schafe und Bezerr. Kurz, ein romantisches Kunterbunt, die Früchte monatelanger Heimarbeit und großen Fleißes an vielen Abenden.

Wie mannigfaltig sich die Entwicklung der Weihnachtskrippe vollzogen hat, zeigt die reichhaltige Krippensammlung im Nationalmuseum in München, die in der Hauptsache einer Stiftung des Kommerzienrates Schmederer zu verdanken ist. Diese Krippen bilden in ihrer reizvollen Aufstellung und Beleuchtung eine seltene Bereicherung der christlichen Kunst. Wer diese Krippen einmal gesehen hat, kommt immer wieder gerne ins Nationalmuseum, besonders in der Advents- und Weihnachtszeit, und erbaut sich an diesen köstlichen Zeugen echter Heimatkunst. Sie sind ein Kleinod voll weihnachtlichen Zaubers, schlagen eine Brücke zwischen Kirche und Haus, tragen den Gedanken des Krippenbaues weiter hinein in die Familien. Ihre veredelnde Wirkung auf die Jugend ist unverkennbar.

Eine Krippe gehört zum Christfest wie der Christbaum, der sie vorübergehend verdrängte. Erfreulicherweise ist in den bäuerlichen Familien die Freude an der Krippe wieder im Wachsen begriffen. Einer Notiz im Oberbayerischen Volksblatt des Jahres 1948 entnehmen wir: „Eine ganze Anzahl von Krippenfreunden in Kiefersfelden stellt außer der großen Kirchenkrippe (als Gemeinschaftsarbeit) Krippen auf und freut sich über den Besuch zur Weihnachtszeit beim „Krippenhoagascht“. Die merkwürdigste Krippe besitzt wohl ein einfacher, alter Bauernknecht, der seinen Besitz im Laufe von über 20 Jahren selbst gebastelt hat. Er baut sie im großen Wohnzimmer seines Herrn in immer wieder wechselnder Form auf. Mit vom Mund abgespartem Geld hat er sich einen reichen Figuren- und Tierschatz erworben, um die über zwei Quadratmeter große Fläche mit vielen Hirten, zahlreichem Königsgefolge und großen Herden von Rindern, Schafen und Ziegen beleben zu können. Sein Kufsteiner Schnitzer lohnte die Anhänglichkeit des langjährigen Bestellers damit, daß er ihm eine Hirtenfigur schenkte, die unverkennbar die Gestalt und Züge seines Kunden aufwies. Mit Stolz und Herzensfreude zeigt der Bauernknecht seine Schätze dem Beschauer, der staunt ob der Leistungen, die die alten abgearbeiteten Hände in den wenigen freien Stunden vollbringen.

Die Scheckmutter aus dem Sachrangtal erzählt

Weihnachten einer Bauerndirn vor 62 Jahren

Mit 17 Jahren war ich Dirn bei einem Bauern. Das ist jetzt 62 Jahre her. Am Weihnachtsabend sagte die Bauertochter — die in meinem Alter war und mit der ich mich gut verstand — zu mir, ich solle ruhig mit in die Kammer nach oben kommen, wo der Christbaum stand. Der Bauer sowohl als die Bäuerin hatten nichts gesagt. Als ich dann hinter der Familie herrschlich und schon vor der Kammertür war, drehte sich der Bauer nur um und schaute mich an. Zu sagen brauchte er gar nichts. Ich wußte auch so, daß ich zu verschwinden hatte. Ganz allein verbrachte ich den Heiligen Abend in der Stube. Irgendein Weihnachtsgeschenk gab es für mich nicht. Einzig die Bäuerin hatte ein wenig Herz und schenkte mir eine Schürze voll Aepfel. Der Lohn einer Woche betrug damals zwei Mark für mich. Dafür mußte ich jahraus, jahrein vom frühen Tagesgrauen bis zum Einbruch der Nacht schwer arbeiten: putzen, waschen, flicken, melken. Besonders beim Melken hatte ich immer schreckliche Schmerzen an den Fingern. Diese nämlich waren stets ganz offen. Das kam von der scharfen Lauge, mit der ich samstags putzen mußte. Meine Finger heilten von einem Samstag zum anderen einfach nicht zu. Fleisch gab es nur an den Feiertagen zu essen. Am ersten Weihnachtstag wurde Braten aufgetragen. Vorher jedoch gab es Knödel. Wenn dann der Braten auf den Tisch kam, konnte ich kaum noch davon essen, da ich von den Knödeln schon satt war. Am nächsten Tag aber war das Fleisch samt meiner Portion spurlos verschwunden.

Nach einem Dienstjahr war der Bauer verpflichtet, mir ein Paar Schürzen, Schuhe, Lederpantoffeln und Stoff für ein Kleid

zu geben. Ich ließ mir das erste Gewand meines Lebens machen und war ungemein stolz darauf. Seither hatte ich nur ein Gewand, daß gerade die Haut zugedeckt war. Später kaufte ich mir dann auch einmal einen Hut. Zu Hause aber war man mir sichtlich böse deswegen. Man erwartete immer, daß ich all mein verdientes Geld abgab. Heute weiß ich, daß sie es bitter nötig brauchten. Mein Vater verdiente als Holzhacker 2,20 Mark am Tag, und wir waren sieben Kinder. In der Frühe und auf die Nacht gab es nur Kaffee und zwei Stücke trockenes Brot bei uns zu Hause.

Wenn im Herbst die Aepfel reiften, hörte man schon in aller Frühe den Bauern, bei dem ich arbeitete, unter den Bäumen herum-schlurfen und das Fallobst aufsammeln. Ich hätte mich ohnehin nicht getraut, einen Apfel aufzuheben. Das ganze Jahr bekam ich nicht ein Stück Obst zu essen. Da schmeckten mir die Aepfel, die mir die Bäuerin zu Weihnachten schenkte.

Das Erwachen

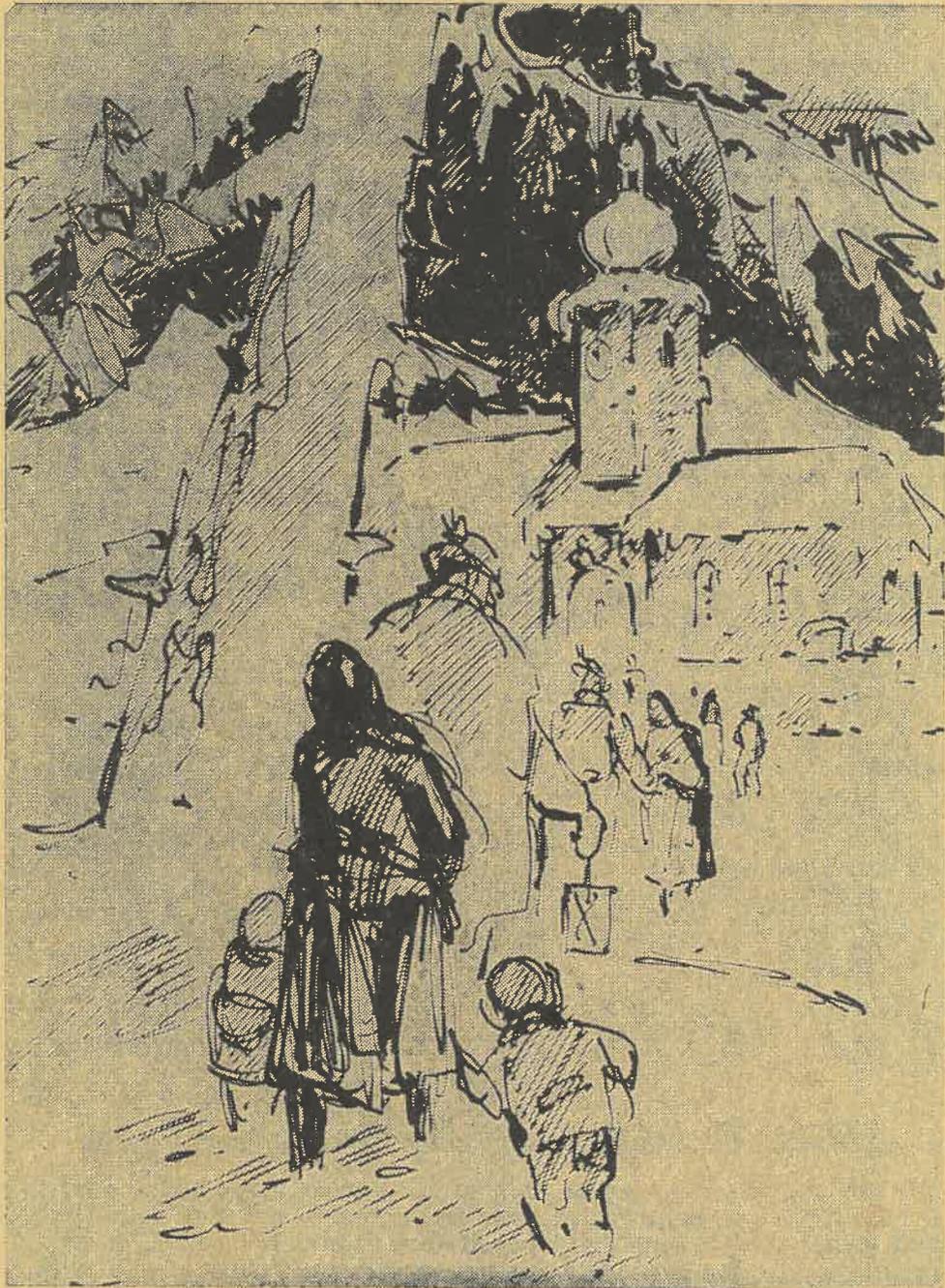
*Was heute groß, wird morgen klein,
so war's, so ist's, so wird es sein.
In jede falsche Sicherheit
frißt sich der Wurm der Schläfrigkeit.
Und dann geschieht es in der Nacht,
daß man urplötzlich aufgewacht,
reibt sich die Augen, blickt empor,
am Himmel rast ein Meteor.
In Stunden und Sekundenzahl
umkreist er kühn den Erdenball.
Ist es der bitterböse Geist
des Menschen, den man Fortschritt heißt?
Verbirgt sich hinter diesem Spiel
die Drohung mit verstecktem Ziel?
Und wie ein aufgeschreckter Schwarm
ruft jetzt die freie Welt: „Alarm!“*

E. v. F.

Heimatkundliche Blätter in neuer Form

Mit der heutigen Ausgabe von „Heimat am Inn“ erscheint unsere Beilage zum letztenmal in dieser Form. Wir werden die Beiträge zum Thema Heimat- und Volkskunde mit Beginn des neuen Jahres erweitert fortsetzen, jedoch in einem anderen Rahmen bringen. Da sich eine Reihe von Lesern mit dem Kleinformat, das ausgeschnitten und gefaltet werden mußte, nicht befreunden konnte, beschlossen wir, die Aufsätze aus ihrer typographischen Klausur herauszunehmen und ihnen den Platz einzuräumen, den sie ihrer Bedeutung entsprechend verdienen. Sie werden künftig „unterm Strich“ auf den Lokalseiten zu finden sein. Diese Regelung hat den Vorzug, daß sowohl Beiträge, die landkreisgebunden sind, also darüber hinaus kein Interesse mehr besitzen, als auch allgemein interessierende Arbeiten aus einem größeren Gebiet gebracht werden können. Durch die Einordnung in den Lokalteil und das mehrmalige Erscheinen bei zumindest gleichem Umfang glauben wir den Aufsätzen einen noch größeren Leserkreis zu erschließen. Wir möchten bei dieser Gelegenheit allen Mitarbeitern der „Heimat am Inn“ für das Interesse, das sie den Blättern mit ihren Beiträgen entgegenbrachten, danken und hoffen weiterhin auf eine gute Zusammenarbeit.

Verlag und Redaktion



Gang zur Christmette

Zeichnung Gräfin Kalckreuth

Weihnachtsgedicht

Herr, laß jedes Herz in Nöten
Sich bescheiden fein und still,
Wenn es nur im stummen Beten
Ob des Abends letzten Röten
In die Nächte schauen will!

Herr, dann werden deine Sterne
Licht um Licht an deinem Baum!
Trost und Gruß aus deiner Ferne,
Daß ein Herz das Hoffen lerne
Nach der Tage Last und Traum.

Gustl Laxganger

Kaspar Winzerer, Herr auf Brannenburg

Von August Leiß

Der berühmte Landsknechtführer Kaspar Winzerer stammte zwar aus Tölz und liegt auch dort begraben, aber sein Leben ist auch mit dem Inntal eng verknüpft, war er doch fast 40 Jahre Herr auf Schloß Brannenburg.

Das Rittergeschlecht der Prantenpercher war um das Jahr 1300 ausgestorben. Ihre Burg im Inntal fiel nach geltendem Gesetz an den Herzog von Bayern und wurde von einem herzoglichen Pflegeamt verwaltet. Herzog Ludwig, zugleich deutscher Kaiser und als solcher Ludwig der Bayer genannt, vermachte das Schloß seiner Gemahlin, nach deren Ableben es wieder herzogliches Pflegeamt wurde.

1506 schenkte Herzog Albrecht IV. von Bayern-München dem „Ritter Kaspar Winzerer Schloß und Hofmark Brannenburg vor dem Gebürg zu Mannslehen seiner treuen Dienste halber“.

Winzerer war einer der begehrtesten Landsknechtführer seiner Zeit. Er und sein alter Freund Jörg Frundsberg schlugen mit ihren Heeren fast alle Schlachten in Deutschland und Italien, denn ihr Name hatte bei den Kriegsherren guten Klang. Da es damals weder allgemeine Wehrpflicht noch stehende Heere gab, mußte jeder Fürst und sogar der Kaiser, wenn er Krieg führen wollte, erst ein Heer aufstellen. Zu diesem Zweck sicherte er sich vor allem einen bewährten Landsknechtführer. Dieser ließ durch seine Werber in Dorf und Stadt junge Bauern und Handwerker gegen hohen Sold anwerben, einkleiden und bewaffnen und stellte dann sich und das Heer dem Fürsten zur Verfügung. Alle Kosten trug der Kriegsherr.

So hatte Herzog Albrecht IV. mit Hilfe Winzerers den Landshuter Erbfolgekrieg zu seinen Gunsten beendet und ihm als Lohn Schloß Brannenburg geschenkt.

Doch wird Winzerer nicht allzu viele Tage in Ruhe und Beschaulichkeit in Brannenburg verbracht haben. Denn die Zeiten waren unruhig (wann wären sie in Deutschland je lange friedlich gewesen?), und Krieg gab es in dem aus unzähligen Ländern und Ländchen zusammengestückelten Mitteleuropa eigentlich immer. Obwohl unter Kaiser Maximilian, dem „letzten Ritter“, der Reichstag zu Worms 1495 einen „ewigen Landfrieden“ beschlossen hatte der jegliches Fehderecht aufhob und für Schlichtung der zahllosen Streitigkeiten zwischen Fürsten, Städten und Rittern das Reichskammergericht in Speyer errichtete, war die Unverträglichkeit und Kriegslust der hohen Herren nicht geringer geworden. Man benötigte die Landsknechte und ihre Feldherren nach wie vor.

So finden wir Winzerer 1521 in Oberitalien, wo sich der deutsche Kaiser Karl V. und der französische König Franz I. feindlich gegenüberstanden. Mit Hilfe Kaspar Winzerers und Jörg Frundsbergs besiegte Karl seinen Gegner in der Schlacht von Pavia 1525. Winzerer erntete noch besondere Ehre, als es ihm gelang, den französischen König gefangenzunehmen.

Nach der Freilassung des Königs flammte der Krieg wieder auf und überzog, da sich Franz mit dem Papst verbündet hatte, ganz Mittelitalien. Die Landsknechtheere erschienen vor Rom, belagerten, erstürmten und plünderten die Stadt, verloren dabei aber ihren tapferen Führer Jörg Frundsberg (1527).

Von Winzerers weiteren Kriegstaten sei hier nicht mehr berichtet, nur von seinem tragischen Tode noch erzählt. 1542 weilte er wieder einmal auf seinem Schloß Brannenburg und hatte zu irgendeinem Fest zahlreiche Gäste geladen. Die Festlichkeiten dauerten tagelang, es ging hoch her. Zur besonderen Kurzweil der Gäste wurden auch Turniere, die Kampfspiele der eben zu Ende gegangenen Ritterzeit, vorgeführt. Da überkam den 77jährigen Winzerer noch einmal die alte, in jungen Jahren so oft geübte Lust, im ritterlichen Spiel seine Kräfte zu messen. Chroniken des Inntales melden als Gegner seinen alten Waffenbruder Jörg Frundsberg.

Als ich dieses las, kamen mir Bedenken: Wie konnte Frundsberg 1542 zum Turnier antreten, da er schon 1527 bei der Erstürmung Roms gefallen war? Ich forschte weiter und fand des Widerspruchs Lösung: Es war schon ein Jörg Frundsberg, der gegen Winzerer das Turnier kämpfte, aber Jörg der Jüngere, der Sohn des alten Landsknechtführers. Der gleiche Vorname mochte den Irrtum verschuldet haben.

Leider endete das Spiel tragisch. Vermutlich hatte sich Winzerers Halsberge verschoben, die gegnerische Lanze drang ihm in den Hals und verletzte ihn so schwer, daß er starb. In Tölz trug man ihn zu Grabe.

Sein jüngerer Bruder Hans Kaspar erbe Schloß und Hofmark Brannenburg. Doch versuchte er es bereits 1554 an den Freiherrn Georg von Hundt auf Falkenstein zu verkaufen. Aber nach den Gesetzen hatten die Verwandten „vor Jahr und Tag“ das Vorkaufsrecht. Und da Hans Kaspar Winzerers Schwester und ihr Sohn Hans Kaspar von Pienzenau von diesem Recht Gebrauch machten und das Schloß erwarben, mußte der Falkensteiner zurücktreten. Ein halbes Jahrhundert später kam Brannenburg doch noch unter die Herrschaft der Falkensteiner.

Von Wachsziehern und Lebzelttern

Von Lorenz Strobl

Um Sebastiani herum brachten die Bäuerinnen das von den Bienen gewonnene Wachs in „Pfloadn“ (Fladen oder Scheiben) zum Wachszieher und tauschten dafür gebleichtes Wachs, Lichterstöckl und Kerzen ein. An Lichtmeß gab es dann die Wachsmärkte. In Südbayern zählten derzeiten zu den größten Wachsmärkten Traunstein, Wasserburg, Mühldorf, Eggenfelden, Pfarrkirchen, und diese wurden von den Wachsziehern der weiten Umgebung beschickt. Der Bedarf an Wachsstöcken war damals sehr groß, da es weder Petroleum noch Elektrizität gab und man auf den Kienspan und die trüben, rauchenden Rapsölfunzeln angewiesen war.

Für Lichtmeß kaufte der Bauer seiner Bäuerin einen Lichterstock in Herzform mit einem aufgeklebten Marienbild, das von einem Goldreifen umsäumt war. Die Hochzeiterin bekam von ihrem Hochzeiter einen Prachtstock mit verschlungenen Wachssträngen, die mit Vergißmeinnichtblumen verziert waren. Der Knecht schenkte der Dirn ein Stöckl für das Aufbetten unterm Jahr, und selbst die Buben und Dirndl hatten ihre Pfenniglichtl in allen Farben. Viel ist von diesen Schätzen in den Waschkommoden der Bäuerinnen nicht mehr zu finden. Die letzten aufgesparten Lichterstöckl wurden in den lichtarmen Kriegs- und Nachkriegsjahren aufgebraucht.

Ein einziges Lichtermeer waren vor Zeiten die Engelämter und Maiandachten in den Bauernkirchen, wenn in den Betstühlen die vielen Wachsstöckl brannten, der Hochaltar erstrahlte im Glanz der vielen Kerzen, und ein süßer Honigduft zog allemal durch die Gotteshäuser.

Die gegossenen Wachsstränge wurden von den Wachsziehergesellen, von denen jeder vier Lehr- und drei Wanderjahre mitmachen mußte, auf Trommeln gespult. Hatten sie die gewünschte Dicke erreicht, schnitt man gleichlange Kerzenstücke und spitzelte dieselben auf einer polierten Marmorplatte.

Neben den Wachskerzen fertigten die Wachszieher noch Votivgaben für Wallfahrtskapellen: Rößl, Kühe, Herzen und Hufeisen, Gliedmaßen, wächserne Kettenglieder, Christkindl in Glasstürzen (Vitrinen), winzig kleine, wunderfein ausgetüftelte Köpfl für Krippenmännerl, Marien- und Heiligenköpfe mit echtem Haar und Bärten. Die Tölzer Wachszieher sollen die ersten gewesen sein, die statt der hölzernen Krippenfiguren wächserne Köpfl mit beweglichen Gliedern aus Bienenwachs formten. Die Glieder waren biegsamer Draht,

an dessen Enden die wächsernen Handl und Fußl steckten. Auf diese Weise konnte man die Figuren immer neu und anders gewanden und aus einem frommen Hirtenkampl sogar den blutdürstigen Herodes machen.

Da gab es in den Wachsziehereien wächserne Körbchen mit hauchzarten Wachsblumen und gold- und silberverzierte Schmuck- und Geschenkerzen. Richtige Künstler waren die Wachszieher, die in Modeln, aber auch mit freier Hand, ähnlich den Bildhauern, formten.

Mit jeder Wachszieherei war auch eine Lebzelterei verbunden. Die Lebzelten (Lebkuchen), ein Honiggebäck, wurden in Buchsbaummodeln gegossen oder von den Meistern mit der Hand geschnitten und verziert: Osterlamperl, Rösser, Reiter, Kutschen, Wickelkinder, Heiligendarstellungen, Wappen und Herzen mit Sinnsprüchen und Versen: -

3 zu halten, 3 zu bleiben,

3 zu lieben, 3 zu schreiben,

3 von Herzen, 3 von Sinn,

Das schreib ich dir zum Denkmal

(Angedenken) hin.

Die Lebzelten wurden hauptsächlich um Weihnachten, um Lichtmeß, in der Marter- (Ostern), der Totenwoche (Allerseelen) und zum Met verkauft.

Auf Bauernjäharmärkten hatten die Lebzelter ihren Stand, daneben einen Holzstock mit einem Beil. Auf dem Stock lag ein großer Zelten. Gegen ein Entgelt konnte man mit dem Beil auf denselben schlagen. Wurde der Zelten genau in der Mitte geteilt, fiel er dem Schlagenden zu. Im andern Falle war das Einsatzgeld verloren. In der Hauptsache häuflten sich die Burschen um den „Zeltenbock“, die für ihre Dirndl den Preis gewinnen wollten.

Wachszieher und Lebzelter hatten ihre Werkstätten in Kleinstädten und Märkten und belieferten von dort die Landkramereien. Es waren uralte, eingesessene Geschlechter. So konnte der Wachszieher, Lebzelter und Konditor Blumschein von Neumarkt-St. Veit in Oberbayern in diesem Jahr sein 225jähriges Geschäftsjubiläum begehen. Die letzten Reste der Lebzelter sehen wir noch in den Geschenkherzln auf den Volksfesten und Jahrmärkten, die aber auch schon maschinell hergestellt werden.

„Grüß euch Gott, ihr lieben Leute...!“

Alte Hausinschriften im Chiemgau

Das bodenständige Versgut origineller Hausinschriften und urwüchsiger Sinnsprüche ist und bleibt ein Stück bodenständigen Volkstums, das sich seit Jahrhunderten übererbt. In ihm offenbart sich schlichtes, religiöses Gefühl und frommes Gottvertrauen, aus ihm spricht abgeklärte Lebenserfahrung und kluge Lebensweisheit, Freude am Besitz und an der heimatlichen Scholle, pfeffrige, gute Lehr' und goldener Humor. Die Verse bilden entweder in Spruchbändern einen erläuternden oder ergänzenden Begleittext zu den Fassadenmalereien oder sind über Türeingängen und Fenstern als gemütvoll, freundliche Grüße und unaufdringliche Wahrheiten zu finden. Unter den Bildern von Heiligen angebracht, sollen sie Schutz und Segen für Haus und Geschäft bewirken. Sonst aber erzählen sie von des Alltags Mühen und Sorgen, von der schweren Arbeit der Bauern und Handwerker, von der Vergänglichkeit des irdischen Lebens, preisen Eheglück und Häuslichkeit, Reichtum und Zufriedenheit, Liebe und Treue.

Es sind köstliche Proben heimateigener Volksdichtung, manchmal vielleicht etwas naiv und holperig, meistens aber erbaulich und gut gemeint. Nicht selten spricht lustiger Schalk und unbekümmerte Art aus diesen Hausinschriften.

Leider sind diese Zeugen urwüchsiger Reimkunst im Laufe der vergangenen Jahrzehnte immer weniger geworden. Alte Häuser wurden abgebrochen, Besitzer wechselten und entfernten die Aufschriften, viele Hausinschriften verwitterten und wurden bei einer Renovierung des Hauses nicht mehr erneuert. So ist ein Großteil der Haussprüche nur mehr mündlich überliefert. Nachstehend bringen wir eine kleine Auslese alter Hausinschriften aus dem Chiemgau:

„Das Bauen ist ein Schöner lust,
daß so vill kost, hab ich nicht gewust.
Gott behitt uns alle Zeit

Vor Maurer und Zimmer Leuth.“

(Alte Mühle, Höpfling, Chiemgau)

„Wo Gottes-Forcht und Liebe wohnt,
Mit Himmels-Segen wird belohnt.“

(Törwang, Zuhaus der Post)

„Beim Bauen hon i mi g'ärgert gnuu,
Weill's ferti is, han i mei Ruah;
Ging's Bauen erst von vorne o,
Koa Mensch krieget mi mehr dro.“

(Vorderwelln, Siegsdorf)

An die Vergänglichkeit des irdischen Lebens erinnert ein sinniger Vers am Vielnastanwesen in Riedering:

„Dieses Haus gehört mein,
und doch nicht mein —

es kommt ein Zweiter,
gehört auch nicht sein.

Er muß es dem Dritten übergeben,
und diesem wird es auch so gehen.

Den Vierten trägt man auch hinaus.

Hi! wem gehört nun dieses Haus?“

Eine deutliche Sprache führt ein Alt-Inzeller Spruch am Kramerhaus:

„Grüß euch Gott, ihr lieben Leute,
beehrt uns oftmals, nicht nur heute.

Tretet ein, bringt Glück herein.

Wollt ihr gehen, dann auf Wiedersehen.

Ein bairisch Haus den Kunden frei,

Ein bairisch Wort stets wahr und treu,

So hat's man hier im Dorfe gern.

Wem's nicht gefällt, der bleibe fern.“

Weihnachten und das Pferd

Das „Goldene Rößl“, ob es heute noch im Bayerischen Wald an Weihnachten seine Gaben in die bereitgestellten Schüsseln und Schalen legt? Früher war es jedenfalls so. Mit der gleichen, freudigen Ungeduld, wie andernorts das Christkind erwartet wird, so bebten dort die Kinderherzen voller Wonne dem Goldenen Rößl entgegen. Mit klingendem Silberglöckchen trabte es die Walddörfer auf und ab, um nächtlicherweile ungesehen Aepfel, Nüsse, Trockenfrüchte, Lebzelten und ein Stück Kletzenbrot einzulegen. Wahrlich ein schönes Sinnbild der Sonne, die sich aus den Rauh Nächten emporringt zu neuem Siegeslauf und vielverheißend schon die Gaben des neuen Werdejahres anbietet.

In manchen Gegenden Deutschlands spielt das Pferd noch heute im Weihnachtsbrauch eine Rolle. In germanischer Zeit einmal war das herrliche Roß bekanntlich ein heiliges Sinnbild. Davon hat sich manches Interessante und Schöne erhalten. Roß und Sonne galten einstmals als wesensverwandt. „Arwahr und Alswinn, von der Erde hinauf, sollen sie die Sonne ziehen“ (Grimnirs-Lied). Zur Mittwinterzeit, in den zwölf Nächten (von Weihnachten bis 6. Januar), spannt nach altem Glauben die Sonne ihre Pferde aus und läßt sie zur Weide. Sie selber ruht von ihrem Jahreslauf in einer Höhle aus. Tacitus berichtet von den freigehenden, heiligen, weißen Rossen der Germanen. Von jeher wurde das dahinstürmende Roß mit dem Winde in Verbindung gebracht. Der Schimmel insbesondere mit dem Weiß des Schnees und dem Schneesturm. Die hohe Verehrung des weißen Pferdes ist von unseren Altvorderen oft bezeugt. Der Schimmelreiter ist überall in der Alten Welt eine bekannte mythische Gestalt. Man findet ihn häufig auf den Pfefferkuchen der

Weihnachtszeit in vielfacher Abwandlung abgebildet. Mit seinem wilden Heer brauste er früher in den magischen zwölf Nächten, nachdem er bei der Wintersonnenwende die Winterriesen besiegt hatte, auf weißem Roß mit guten Geistern im Gefolge, durch die Lüfte dahin und streute den Segen auf die Fluren. Es war der Sturmgott Wotan, der Allvater, der nach dem Glauben unserer Vorväter alles Gute verlieh. Von ihm leitet sich unser Weihnachtsmann her. Auch sein Schimmel stand in hohem Ansehen. Daß das Christkind auf einem Schimmel einreitet, ist in Bayern heute noch mancherorts Brauch. Als Gabenspender war der Schimmelreiter in München Brauchtümlich bis ins Jahr 1801. Um 12 Uhr nachts, an der Wende vom Stephanus- zum Johannis-tag (26. auf 27. Dezember), ritt ein Mann auf einem Schimmel — dem drei Hufeisen gelockert waren, damit es mehr klappere — vom Heilig-Geist-Hof zur Hauptwache und wieder zurück. Er führte an Schnüren Brezen mit sich und warf diese bei seinem Ritt aus. In manchen Gegenden reitet ja auch unser Hl.

Nikolaus — der bekanntlich auch Roßpatron ist — auf einem Schimmel in der Weihnachtsnacht vor die Häuser, um aus seinem geheimnisvollen Sack, als gütiger Alter mit weißem Barte, seine Gaben zu spenden. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Weihnachtsbescherung überhaupt am Klausentag abgehalten.

Wotan zu Ehren fanden in alter Zeit zur Wintersonnenwende kultische Ritte statt. Seit dem 10. Jahrhundert bis heute leben sie als „Steffelsritte“ und „Stephanireiten“, bei denen der Priester die Pferdeweihe vornimmt, fort. Besonders in Bayern, Kärnten und Tirol werden sie alljährlich am 26. Dezember abgehalten. Vornehmlich an den Orten (in Oberbayern sind es allein 31), wo die Kirche dem hl. Stephanus geweiht ist, ist der zweite Weihnachtsfeiertag „großer Pferdetag“. In Jesenwang bei Fürstenfeldbruck reiten die Bauern in feierlichem Zuge am Stephanitag gar bis vor den Altar in das Gotteshaus hinein auf ihren Pferden, um sie durch den Geistlichen segnen zu lassen.

Inhaltsübersicht der Veröffentlichungen im Jahrgang 1957

1. Heimatpflege und Brauchtum		Nr.	Seite
Fritz Franz, Der Pflug	1	3	
Strobl Lorenz, Die Mulden- und Toag- gotzenschnitzer	1	4	
Sauer Josef, Bäuerliche und handwerkliche Volkskunst in Tirol	1	6	
Sauer Josef, Bäuerliche und handwerkliche Volkskunst in Tirol (Schluß)	2	13	
Sauer Josef, Palmarum	3	17	
Thomas Josef, Ostermond	3	18	
Heck Theodor, Dr. J. M. Ritz zu Dank und Gruß	3	23	
Reiß Franziska, Die Isengauerin mit ihrer Kopffuchtracht	4	27	
Albrecht Jakob, Die Jakobsverehrung in Altbayern	4	28	
Strobl Lorenz, Die Hammer- und Messer- schmiede	5	35	
Thomas Josef, Von des Hollers Huld	6	43	
Heck Theodor, Dem großen Heimatfreund Dr. Wilhelm Dieß zum Gedächtnis	7	49	
Sauer Josef, „O heiliger Leonhard, wir bitten dich!“	7	56	
Sauer Josef, Unter dem Stern von Bethlehem	8	57	
Thomas Josef, Weihnachten und das Pferd	8	63	
2. Heimatgeschichte			
Kobe Hans Christ., Der 80jährige Bauern- dichter Franz Fritz	1	1	
Bechert Rudolf, Zur Unterinntaler Bergnamenforschung	1	5	
Kirmayer Josef, Der Wasserburger Lebensbaum	2	9	
Sieghardt August, Die Schweinsteiger von und zu Schweinsteig	2	11	
Strobl Lorenz, Fuhriut und Fuhrwesen	2	14	
Sieghardt August, 800 Jahre Klosterkirche in Baumburg	4	25	
Graf Pückler-Limpurg, Die Schweinsteiger von und zu Schweinsteig	4	28	
Leiß August, Diez Swinburg	4	31	
Tyroller Franz, Zur ältesten Geschichte Wasserburgs	5	33	
Sieghardt August, Schloß Hartmannsberg am Langbürgener See	5	37	
Kögl Otto, Franz Xaver Staudingers Lebens- werk	5	39	
Sauer Josef, Wilhelm Leibl	6	41	
Löbl H., Die Unwetterkatastrophe am 3. Juli 1900 im Steinbacher Forst	6	44	
Reiß Franziska, Die Schnupfgilde	6	46	
Albrecht Jakob, Das Frauenbad in Bad Aibling	7	51	

3. Verschiedenes		Nr.	Seite
Sieghardt August, Herr von Obernberg im Aschauer Tal	7	54	
Strobl Lorenz, Von Wachsziehern und Lebzeltlern	8	62	
Leiß August, Kaspar Winzerer, Herr auf Brannenburg	8	61	
Thomas Josef, Ein neuer Wildvogel in Bayern — Die Türkentaube	1	2	
Thomas Josef, 's Schneeglöckchen	2	16	
Sauer Josef, Dralln, Plattln und Pfeiferischneidn	3	20	
Fritz Franz, Der beste Wetzstein	3	21	
Strobl Lorenz, Beim Spanspreißln und Schindlklieben	3	22	
Thomas Josef, Vogel Unsichtbar	4	29	
Sauer Josef, Auf die Erde bau ich, auf den Himmel trau ich	4	30	
Fritz Franz, Nur a Zwoaring	4	31	
Hahn Alois, Das Oachkatzl	4	32	
Thomas Josef, Jubilar Spatz	5	36	
Sauer Josef, „Mi stmmas net...“	5	39	
Sauer Josef, Der Wetterboschen	6	45	
Leiß August, In den Filzen	6	47	
Frey Willy, Was wäre das Leben	6	48	
Thomas Josef, Rund ums Mankei	7	50	
Strobl Lorenz, Der Flickschneider	7	53	
Fritz Franz, Der alte Feldhauservater	7	55	
Thomas Josef, Die Scheckmutter aus dem Sachrangtal erzählt	8	59	
Sauer Josef, „Grüß euch Gott, ihr lieben Leute...!“	8	63	
4. Museen, Vereinsleben			
Kirmayer Josef, Neuzugänge im Wasser- burger Heimathaus; Besucher	1	8	
Kobe H. Chr., August Sieghardts 70. Geburts- tag;	2	15	
Bundesverdienstkreuz	2	15	
Karl Beck in Markt 70 Jahre alt	4	32	
Kobe H. Chr., Buchbesprechung	5	40	

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.

